Band 864 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Karas grausame Schwester

Band 864 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Karas grausame Schwester

John Sinclair Nr. 864

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 24.01.1995

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Karas grausame Schwester

Wir schritten durch das Heer der Toten!

Gebeine, Skelette, wohin wir schauten. Kreuz und quer übereinander liegend, als hätten sich die sterbenden Körper noch im Tod umarmt. Und obendrauf die Schädel, die als schaurige Trophäen die aus den Gebeinen hervorschauenden Lanzen schmückten!

Nicht alle Körper waren skelettiert. Auf einigen klebten noch Haut- und Fleischreste, und auf manchen Köpfen steckten noch die Helme, ein Zeichen, daß zahlreiche der Toten zur Kaste der Krieger gehört hatten.

An das alles konnte man sich gewöhnen, auch wenn es Suko und mir verdammt schwergefallen war.

Nicht gewöhnen konnten wie uns an die Gestalt, die vor uns herging…

Da bewegte sich eine halbnackte, weißblonde Frau, eine Mörderin. Wir wußten nicht, wo sie hinwollte, sie ging einfach durch das Meer der Gebeine, sie war so sicher, wie jemand nur sicher sein kann, wenn er sich irgendwo zuhause fühlte. Manchmal schlenkerte sie eines ihrer beiden Schwerter vor. Dann tippte sie mit der Spitze vor irgendeinen Totenschädel und zerstörte ihn.

Sie hatte den Mantel über ihre linke Schulter gehängt, und wir schauten auf ihren fast nackten Rücken, um den sich ein Korsett spannte. Das lange Haar trug sie im Nacken zusammengebunden. Im Vergleich zu dem Teppich aus Gebeinen und Knochen wirkte diese Person wie eine Riesin. Sie verhielt sich auch königinnengleich, als wollte sie ihre toten Untertanen noch einmal anschauen.

Wir wußten nicht, wie die Frau hieß, wir kannten sie nur vom Aussehen, aber wir wußten, daß sie eine Waffe besaß, die einer guten Freundin von uns gehörte.

Dieses zweite Schwert hatte sie in ihren Gürtel gesteckt; es war das Schwert mit der goldenen Klinge.

Eine besondere Waffe, die eigentlich nur in Karas Hand ihre Heimat finden durfte.

Es war das Schwert der Schönen aus dem Totenreich, wie Kara auch genannt wurde. Die andere mußte es ihr abgenommen haben, denn freiwillig würde Kara ihre Klinge nicht hergeben.

Wir kannten den Namen der anderen nicht, wir wußten nicht mal, wo wir uns befanden. Es war eine völlig irreale, fremde und für uns nicht begreifbare Welt.

Und wir hatten sie auch nicht freiwillig betreten. Von Stonehenge aus, wo uns die Magie oder fremde Kraft erwischt hatte, waren wir in diese Welt hineintransportiert worden.

Weder Suko noch ich wollten glauben, daß wir uns auf der normalen Erde befanden. Die manipulierte Magie der Steine hatte uns transportiert, und so steckten wir in dieser anderen Dimension und schritten durch das Meer der Gebeine.

Wir gingen einfach hinter ihr her. Was sollten wir auch sonst tun? Es gab hier keine Wege, in die wir hätten einbiegen können. Der Boden war völlig mit ausgebleichten Gebeinen bedeckt, auf denen manchmal die Farbe des Himmels lag, ein tiefrotes Violett, als wäre hier nur ewige Nacht.

Manchmal hatten wir das Gefühl, daß sich gewisse Skelette aufrichten wollten, wenn wir sie an einer anderen Seite zertraten. Da verteilte sich dann der Druck. Es konnte durchaus passieren, daß ein kleiner Schädel in die Höhe sprang.

»Wo will sie hin?« keuchte Suko.

»Woher soll ich das wissen?«

»Hätte ja sein können.«

Ich schaute ihn nur verächtlich an, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen, denn es war verflucht heiß geworden. Ebenso heiß wie an anderer Stelle, in Stonehenge.

Die Unbekannte wußte, daß wir da waren und sie auch verfolgten. Es machte ihr nichts aus. Sie blieb gelassen, sie drehte sich nicht mal um, denn sie wußte genau, daß sie in dieser Welt die große Siegerin war. Ich fragte mich auch, ob das Leichenfeld nicht bald zu Ende war.

Es hatte ein Ende.

Die Frau vor uns ging plötzlich schneller, dann, von einer Sekunde zur anderen, hörten wir kein Knacken und Brechen der Knochen mehr, die Person lief nun über einen anderen Untergrund hinweg. Fels und staubige Erde hatten die Knochen abgelöst.

Sie blieb noch nicht stehen. Nahezu provozierend mit den Hüften schwenkend bewegte sie sich vor uns her, und sie hielt den Kopf noch aufgerichtet, um in die Ferne schauen zu können, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.

Da war auch etwas anderes.

Ich glaubte zuerst an einen Irrtum, als ich den dunkleren Streifen entdeckte. Sehr bald mußte ich meine Meinung ändern, denn dieses dunkle Band bewegte sich leicht.

Mir schossen einige Vermutungen durch den Kopf, und ich kam plötzlich zu einem Ergebnis.

Das war Wasser! Befanden wir uns auf einer Insel?

Die Weißblonde ging weiter. Ich hatte den Eindruck, als wollte sie uns mit jedem Schritt und jedem Schwung ihrer Hüften provozieren. Wir sollten schauen, wir sollten ihr folgen, und wir sollten in ihren Bann gezogen werden. Diese Mörderin, deren Taten wir auf einem Video-Film hatten beobachten können, strahlte einen provozierenden und wilden Sex aus, als wäre sie eine Kinofigur aus einem der zahlreichen Fantasy-Filme.

Wohin wollte sie?

Die Erde war hart. Sie wirkte verbrannt durch die Glut der Sonnenstrahlen, und wenn ich mich konzentrierte, hörte ich aus der Ferne das sanft klingende Rauschen.

Waren es Wellen, die gegen einen Strand liefen?

Ich rekapitulierte den Fall und brachte ihn in einen Zusammenhang mit dem Beuteschwert der Weißblonden.

Die Waffe hatte Kara gehört.

Und Kara war eine Person aus dem alten Atlantis. Sie hatte den Untergang dieses Reiches miterlebt.

Atlantis war ein gewaltiger Komplex gewesen, eine Insel, es hatte also viel mit Wasser zu tun, und deshalb kam mir auch die Schlußfolgerung in den Sinn.

Wenn wir uns tatsächlich in einer anderen Zeit oder anderen Welt

befanden, konnte es durchaus möglich sein, daß wir uns in Atlantis aufhielten. Die Magie von Stonehenge hatte uns hergeschafft, wie das auch immer geschehen sein mochte.

Das wäre eine Lösung gewesen.

Suko hatte sich mit dem gleichen Gedanken beschäftigt wie ich, denn er sprach den Namen aus.

»Genau«, sagte ich.

»Dann hast du dir sicher auch Gedanken über Zusammenhänge gemacht, denke ich mal.«

Mein Lächeln fiel knapp aus. »Das schon, nur bin ich noch zu keiner Lösung gelangt. Abgesehen davon, daß sich zwischen Stonehenge und Atlantis eine Verbindung aufgebaut hat, doch das sollte für uns keine Überraschung sein.«

»Im Gegensatz zu Karas Schwert.«

»Eben.«

Ich hatte auch darüber nachgedacht, die Weißblonde zu stoppen und ihr meine Fragen zu stellen. Es wäre vielleicht nicht gewaltlos vonstatten gegangen, wir mußten uns immer vor Augen halten, daß wir es mit einer Mörderin zu tun hatten.

Von dieser Lösung hatte ich auch deshalb Abstand genommen, weil ich davon überzeugt war, daß sie nicht einfach über diese Erde spazierte, ohne ein Ziel zu haben.

Es würde sich etwas ereignen, anders ging es gar nicht. Ich schaute einmal zurück.

Der Knochenhaufen lag dort wie ein flacher Wall. Die Schädel steckten auf den Lanzen. Unter der Düsternis des Himmels sahen die Köpfe aus, als würden sie uns angrinsen.

Das Rauschen hatte sich verstärkt.

Wir schienen uns also dem Strand zu nähern.

Das Land war flach, felsig und sandig. Einfach menschenfeindlich. Kein Baum und kein Strauch waren zu sehen, nur diese verfluchte Leere, wo der Tod eine Heimat gefunden hatte.

Dort, wo sich das Meer unserer Meinung nach befand, war der Himmel heller. Und er schaffte es auch, die dunkle Farbe immer weiter zurückzudrücken, als würde ein riesiger Vorhang allmählich zur Seite gezogen.

Es klarte auf.

Da begann ein Tag.

Und die Weißblonde blieb stehen!

Es geschah schnell, ohne Übergang, konnte uns aber nicht überraschen, denn auch wir stoppten.

Noch schauten wir gegen ihren Rücken. Dann griff sie mit einer Hand zum Mantel hin und legte ihn über ihre Schulter. In derselben Bewegung drehte sie sich um.

Wir sahen uns an.

Mir war, als würde die Zeit einfrieren. Plötzlich gab es nichts mehr, nur uns, und ich mußte zugeben, daß diese Person die Umgebung einfach beherrschte. Nicht nur auf dem Knochenfeld hatte sie wie eine Königin gewirkt, auch hier wie jemand, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ.

»Was wird sie wohl denken?« murmelte Suko.

»Vielleicht denkt sie darüber nach, wie sie uns am besten umbringen kann.«

»Möglich. Was tun wir?«

»Erst einmal reden.«

Suko lachte leise. »Dir bereitet das Schwert mit der goldenen Klinge leichte Probleme, denke ich.«

»Das ist nicht falsch.«

Wir waren ziemlich nahe an den Strand herangekommen. Das Wasser hatte Kraft, es schlug mit harten Wellen gegen Sand und Gestein, und wir sahen auch das Schiff, das plötzlich sehr nahe war und auch in einen gefährlichen Bereich hineingeriet, denn vor der Küste schauten Felsen und Steine aus den Fluten, die für anlaufende Schiffe zu tödlichen Fallen werden konnten.

Das ging nicht gut.

Jetzt hätte der Mann am Ruder das Schiff eigentlich aus der gefährlichen Fahrrinne herausbringen müssen. Es geschah nicht.

Ich mußte mich immer noch an den Gedanken gewöhnen, es mit der Wirklichkeit zu tun zu haben.

Als ich das Schiff sah und die Wellenbewegungen, da kam ich mir vor wie in einer Spielzeugwelt.

Aber die Tatsachen sprachen dagegen. Besonders die Person vor uns, dieses weißblonde Geschöpf, dessen Namen uns noch immer unbekannt war. Für einen winzigen Moment zog sie die Augen noch zusammen, fixierte uns ein letztes Mal, dann machte sie auf der Stelle kehrt, so daß wir wieder gegen ihren Rücken schauten.

»Die will uns zum Narren halten!« flüsterte Suko.

Der Meinung war ich nicht. Und Suko wurde ebenfalls eines Besseren belehrt, denn die Person tat etwas, womit wir eigentlich nicht gerechnet hatten.

Sie fing an zu singen.

Und das wiederum erinnerte uns an Stonehenge, denn dort hatten wir zum erstenmal den Gesang dieser Person gehört. Wieder waren klagende Töne, die aus ihrem Mund drängten. Gleichzeitig mischten sich schrille Laute in den Gesang, denn Suko und ich lauschten. Wir sahen, daß die Person die Arme vorgestreckt hatte, als wollte sie das Schiff aufhalten.

Überhaupt nahm das Schiff unsere weitere Aufmerksamkeit in

Anspruch. Zwar fuhr und tanzte es auf den Wellen, aber es sah aus, als wäre es jetzt in den Bann einer anderen Kraft gelangt.

Der Gesang und die ausgestreckten Hände waren damit beschäftigt, das Schiff zu sich heranzuholen.

Der tatsächliche Steuermann war nicht mehr die Person an Deck, sondern die Frau mit den beiden Schwertern.

Wir standen nahe genug, um mitzubekommen, was da geschah. Noch hielt sich das Schiff auf dem Wasser, es tanzte im Rhythmus der Wellen, es wurde mal in ein Tal gedrückt, dann stieg es wieder in die Höhe, kippte dann nach vorn und verlor keineswegs an Fahrt. So kam es den gefährlichen Klippen immer näher. Es geriet auch in die Strudel hinein, wo es geschüttelt und gedreht wurde.

Gischt schäumte an den Bordwänden hoch, trieb über das Deck hinweg. Das Segel blähte sie noch mehr. Wenn wir genau hinschauten, konnten wir schon die Gestalten an Deck sehen. Sie hatten den Überblick verloren. Sie wußten, daß sie nicht mehr zurechtkamen. Ihnen war die Gewalt über das Schiff entglitten. Es gab für die Menschen keinen Ausweg mehr. Sie würden an den Strand gespült werden und zuvor wahrscheinlich an den Felsen zerschellen.

Die Sirene sang noch immer. Sie befand sich in einem Zustand, in dem sie sich einzig und allein auf ihren Gesang konzentrierte. Wir waren dabei vergessen. Sie schaute ausschließlich nach vorn, als wollte sie das Schiff hypnotisieren.

Es kam, wie es kommen mußte.

Von einem Strudel erfaßt, legte es sich auf die Seite. Gleichzeitig drehte es sich um sich selbst, und mit dem Heck rammte es einen Felsen.

Der war scharf, er schlitzte es auf. Für uns wirkte es so, als hätte es einen wahnsinnigen Schlag bekommen. Eine Titanenhand hatte mit aller zur Verfügung stehenden Brutalität dagegen geschlagen.

Wasser drang durch das riesige Leck, aber das Schiff fuhr noch immer. Angetrieben von einer kaum erkennbaren Kraft, von einem Motor, der Segel hieß, stampfte es durch das Wasser, wo weitere Fallen und Hindernisse lauerten.

Diesmal erwischte es den Bug.

Wir konnten es wunderbar sehen, denn das Boot lag vor uns wie auf dem Präsentierteller.

Es rammte den Felsen. Das gewaltige Krachen dröhnte über den Strand hinweg. Gleichzeitig wurde der Bug in die Höhe geschleudert, als wollte sich der Kahn senkrecht auf das Heck stellen.

Nichts blieb mehr da, wo es einmal gewesen war. Die Besatzungsmitglieder purzelten über das Deck, wir hörten Schreie, und eine nächste Welle sorgte für einen weiteren Schub.

Mit einem Ruck glitt das Schiff weiter.

Die Reste stemmten sich erneut gegen einen Felsen. Diesmal kippte auch der Mast. Wie ein Spielball tanzte das Boot auf den Wellen. Die Männer waren längst in der Gischt verschwunden. Hatten sie noch eine Chance?

Keiner wußte es genau. Darauf wollte Suko und ich es nicht ankommen lassen. Deshalb starteten wir, um zu versuchen, Menschenleben zu retten, falls es noch möglich war…

***

Kara hörte das Singen der Sirene!

Es waren nicht allein die schaurigen Laute, die ihr entgegenwehten und sie so verunsicherten. Es ging für sie einzig und allein um die Tatsache, wer gesungen hatte.

Sie hatten sich wieder erinnert, denn die Stimme und der Gesang waren ihr wahrlich nicht unbekannt. Zwar lag es Jahre zurück, aber vergessen konnte sie die Melodien nicht.

So hatte nur eine gesungen - Roya, ihre angebliche Schwester, und die Person, die für einige Zeit in dem Haus ihres Vaters gelebt hatte. Roya war irgendwann gegangen, einfach so, still und heimlich, und niemand hatte so recht gewußt, was aus ihr geworden war. Es hatte Gerüchte gegeben, schlimme Gerüchte, nun ja, es waren eben Gerüchte und keine Tatsachen. Kara hatte auch nicht mehr nach dem Verbleib ihrer angeblichen Schwester geforscht, weil sie genug mit sich selbst zu tun hatte.

Jetzt aber, dicht vor der Küste der Toteninsel, hörte sie das Singen wieder. Für sie gab es keine andere Lösung. Das mußte Roya, die Sirene von Atlantis, sein.

Direkte schwesterliche Gefühle hatte Kara der anderen nie entgegengebracht. Sie waren manchmal so etwas wie Freundinnen gewesen, aber sie hatten sich doch zu sehr unterschieden, um dick befreundet zu sein. Sie hatten sich letztendlich akzeptiert, und nur das zählte. Hinzu kamen ihre verschiedenen Charakter.

Auf der einen Seite stand Kara, die den geraden Weg gehen wollte, denn Vater Delios war ihr ein guter Lehrmeister gewesen. Auf der anderen hatte sie es mit Roya zu tun gehabt, einer Person, die nicht so dachte wie Kara. An ihr hatte sie viel vermißt, besonders kurz vor dem Verschwinden war ihr wahrer Charakter zutage getreten. Roya hatte sich immer mehr negativ entwickelt, und Kara erinnerte sich gerade jetzt, wo sie den Gesang hörte, an eine Szene, als Roya einer harmlosen Katze einfach den Hals umgedreht und dabei noch gesungen hatte.

Das wollte ihr nicht in den Kopf - damals.

Und heute?

Sie spürte genau, wie etwas Bedrohliches von diesem Gesang

abstrahlte. Es traf sie tief in ihrem Innern. Diese Töne und Laute waren wie ein Messer, das durch ihre Seele schnitt. Sie spürte plötzlich die kalte Angst, aber es war eine veränderte Furcht, nicht mehr nur vor dem Wasser und vor den Kräften, die sie dem Strand der Toteninsel entgegentrieben.

Die Furcht vor Roya.

Sie war böse geworden, die alten Gerüchte schienen sich zu bewahrheiten. Zudem hatte Kara das Gefühl, von dieser Person beeinflußt zu werden. Nicht nur sie allein, denn auch das Schiff und selbst die Wellen schienen Roya zu gehorchen.

Das Boot fuhr, wie sie es wollte.

Und die gefährlichen Klippen kamen immer näher. Es hielt genau seinen Kurs, trotz des zerstörten Ruders. Das Segel war gebläht. Es knatterte über ihr, und manchmal hörte es sich an, als würde jemand vor Angst mit den Zähnen klappern.

Längst waren sie in unruhiges Gewässer gelangt. Das Schiff schaukelte von einer Seite zur anderen, es krängte über. Kara blieb auf ihrem Platz, sie hielt sich fest. Die Sonne schickte ihre gleißenden Strahlen über die Insel hinweg. Gischt umsprühte das Boot. Wenn die Tropfen in die Strahlen der Sonne hineingerieten, schimmerten sie auf wie wertvoller Schmuck. Manchmal war die Sicht frei, dann konnte Kara einen Blick auf den Strand erhaschen, wo sich eine Gestalt abzeichnete, zumindest glaubte sie das.

Viel wichtiger aber waren andere Dinge.

Aus dem Wasser ragten die Felsen hoch. Zwar sahen sie im ersten Moment aus wie geschliffen, aber das waren sie nicht. An den Rändern zeigten sie Risse, da waren sie an den Seiten manchmal spitz wie Messer, die alles aufschnitten, was sich ihnen in den Weg stellte, auch Bootskörper, das wußte Kara.

Sie kamen nicht weg.

Sie würden die Felsen berühren, und sie würden nichts dagegen tun können, denn die Strudel spielten mit ihnen und dem Boot. Das war nicht nur Kara klar, das wußten auch die anderen Mitglieder der Besatzung. Einer nur versuchte, breitbeinig und mit schlingernden Schritten an sie heranzukommen.

Hin und wieder bekam er einen Schub, er stolperte, er rutschte, dann taumelte er auf Kara zu, wobei er sich im letzten Moment noch abdrehte und neben ihr gegen die Reling fiel, wo er sich festklammern konnte. Er schaute Kara an, und die sah die Angst in Oktavians Augen, der auf dem Schiff der Kapitän war.

»Wer singt dort?«

Kara hob die Schultern.

Der Kapitän lachte. »Es ist eine Sirene. Einer dieser verfluchten Sirenen, von denen andere Seefahrer berichtet haben. Ich weiß, was

geschieht.« Er holte tief Luft, und sein Gesicht verzerrte sich.

»Sie lockt mit ihrem Gesang die Schiffe zwischen die Klippen. Es gibt keine andere Chance mehr. Wir werden zerschellen.«

»Ich kann nichts dagegen tun.«

Oktavian überlegte einen Moment. Dann duckte er sich, als eine Gischtwolke über Bord sprühte. Er wischte sich Tropfen aus dem Gesicht und nickte. »Ja, wir können nichts dagegen tun. Die anderen Kräfte sind stärker, viel stärker. Die Götter sind gegen uns, sie zürnen, sie haben die Sirene geschickt, und es nutzt uns nicht mal etwas, wenn wir uns Tücher in die Ohren stecken.«

Kara enthielt sich einer Antwort. Sie hatte sich auf den Felsen konzentriert, der plötzlich aus dem Wasser hervorschaute, als wäre er von unten in die Höhe geworfen worden. Für einen Moment fing sich ein Sonnenstrahl auf seinem glatten Kopf, blendete Kara, die automatisch die Augen schloß und sie auch geschlossen hielt, als sie das schlimme Geräusch hörte.

Am Heck erwischte es das Schiff!

Das Krachen und Donnern vermischte sich mit den Schreien der Männer. Das Schiff drehte sich doch. Kara hatte Glück gehabt. Sie war auf den Anprall vorbereitet gewesen und hatte sich festgeklammert. Oktavian war zur Seite geschleudert worden und auf seinem Hinterteil gelandet. Er rollte über das Deck des schlingernden Schiffs, er hörte das Fluchen der anderen Männer, rappelte sich wieder auf und taumelte weiter. Er wollte sich nicht verstecken und sehen, wohin die anderen Kräfte sie trieben.

Schwer angeschlagen hatte das Schiff das erste Hindernis passiert. Wasser lief ein, es wurde schwer, aber das interessierte keinen mehr, denn die nächste Gefahr wuchs vor ihnen hoch.

Um das Schiff herum schlürfte und gurgelte das Wasser. Es trieb schaumig an den Bordwänden entlang, die Gischt kletterte hoch, Wellen buckelten heran, und wie ein Turm stand der scharfkantige Felsen inmitten der Gischt.

»Daran kommen wir nicht mehr vorbei!« schrie Oktavian. »Himmel, die Götter mögen uns gnädig sein!«

Eine nächste Welle trieb sie noch näher. Sie wurden schnell, ohne daß sie selbst etwas dazu taten.

Das Schiff fuhr zwar vor, es tanzte wie ein Ball auf dem Wasser, und um den Bootskörper herum griffen schmatzend und schlürfend die Strudel zu.

Kara hatte keine Antwort gegeben. Sie konzentrierte sich auf den Aufprall. Was sie auch tat, dem Felsen konnte sie nicht entwischen. Noch einmal drückte sich der Bug in die Höhe. Für einen winzigen Moment glaubte Kara daran, daß sie über das Hindernis hinwegfliegen würde, das erwies sich leider als Trugschluß.

Sie schafften es nicht.
Das Schiff fiel nach vorn.
Ein infernalisches Krachen erreichte ihre Ohren.
Plötzlich wurde alles anders. Das Schiff befand sich in einer Bewegung, die einfach nicht normal war. Es wurde geschüttelt, es »schrie« auf, und dann war da ein gewaltiges Loch, durch das Seewasser in riesigen Mengen hereinströmte.
Schon umwirbelten sie Trümmer. Planken wurden zu gefährlichen Mordwaffen.
Kara hatte sich auf den Boden geworfen. Sie trieb hin und her, das Schiff schüttelte sich. Wasser rauschte auf sie zu und überrollte sie.
Fässer und Kisten hatten sich gelöst. Einige von ihnen rutschten ins Meer, denn in der Nähe des Bugs gab es keine Bordwände mehr. Das einst so stolze Schiff war zu einem Wrack geworden. Die Schreie der Männer gingen im Krachen der Wellen unter.
Kara hatte Arme und Beine ausgebreitet. Halt konnte sie nicht finden. Die anderen Kräfte spielten mit ihr. Man drehte sie herum. Sie rutschte durch das Wasser wie durch Schmierseife, und sie kam nicht dazu, einen Schrei auszustoßen, denn immer, wenn sie den Mund öffnete, gurgelte das Wasser hinein.
Durch Zufall fand sie ein Tau, an dem sie sich festhielt. So konnte sie ihren Körper auch etwas anheben, während sie weiterhin von Wasserströmen umgurgelt wurde.
In ihrer Nähe sah sie Oktavian. Er ruderte mit beiden Armen, als wollte er schwimmen, aber er kam gegen die Wellen nicht an.
Er sah das Faß nicht, das sich aus seiner Verankerung gelöst hatte und auf ihn zurollte.
Kara schaffte es nicht mehr, ihm eine Warnung zuzurufen. Das Faß war einfach zu schnell. Es drehte sich noch, kippte dann und prallte mit dem vollen Gesicht auf den Schädel des Mannes.
Kara sah noch, wie das Gesicht verschwand. Das schwere Faß zerdrückte es zu Brei.
Als es weiterrollte, schwemmte das Wasser auch Blut und Knochen mit, doch dieser Eindruck blieb nicht lange, denn abermals rammte das schon sehr zerstörte Schiff gegen ein Hindernis.
Es war das Ende!
Plötzlich rauschte Wasser heran. Die Geräusche waren lauter als die des brechenden Holzes. Kara hatte es bisher noch geschafft, der großen Gefahr zu entgehen. Damit war es vorbei. Sie bekam die ungeheure Wucht des Wassers zu spüren.
Sie wurde gepackt, gedreht und weggeschwemmt. Wohin, daß konnte sie nicht mehr sehen. Überall war nur Wasser, auch wenn sie die Augen aufriß, sah sie nur die gläserne Flut um sich herum. Sie schlug mit den Armen um sich, ohne es zu bemerken. Sie suchte

instinktiv nach einem Halt, vergeblich.
Das Wasser riß sie mit.
Etwas stieß wuchtig gegen ihren Körper. Eine Planke oder irgend etwas anderes, sie wußte es nicht.
Sie konnte auch nicht schauen, weil das Wasser um sie herum war.
Aber sie brauchte Luft, Luft…
Automatisch begann sie zu schwimmen. Das mochte bei einem ruhigen Gewässer Erfolg zeigen, aber nicht bei einer dermaßen aufgewühlten See zwischen den Klippen.
Nichts war zu schaffen.
Sie verlor.
Aber sie hatte Glück, denn sie tauchte noch einmal auf. Als hätte es sich das Wasser anders überlegt, wurde sie in die Höhe gedrückt. Sie riß den Mund weit auf, atmete tief durch, hatte auch die Augen geöffnet und sah vor sich den Umriß eines dunklen Felsens!
Wie konnte sie es verhindern, dagegengeschleudert zu werden?
Ihre Gedanken brachen ab, weil starke Hände an ihren Beinen rissen und sie wieder zurück in die Tiefe zerrten. Sie rutschte in die Falle, der Wasserkreisel spielte mit ihr. Sie berührte einige Male den Grund, kämpfte verzweifelt gegen die Gewalt des Wassers und wußte doch, daß sie machtlos war und eigentlich nur auf ein Wunder hoffen konnte, um als lebendige Person an den flachen Strand getrieben zu werden…

***

Die Weißblonde ließ uns laufen. Sie stand da, sang, als wollte sie durch ihre Stimme die Wellen und auch das Schiff dirigieren und manipulieren. Sie war die Königin auf dieser Insel, und sie gebot auch den Elementen, auch wenn das Schiff nur falsch die Insel angelaufen hatte.
Wir hatten die unzähligen bleichen Gebeine gesehen und konnten uns ungefähr ein Bild dessen machen, was da abgelaufen war. Wahrscheinlich waren es zum Großteil die Überreste der Seefahrer, die an dieser Insel gestrandet waren. Auch das war uns jetzt egal. Wenn eben möglich, wollten wir Menschenleben retten.
Wir eilten den Wellen entgegen.
Sie waren nicht einmal hoch, aber schäumend und in Klippennähe sehr gefährlich. Als Strudel rutschten sie auf das Ufer zu, und sie brachten bereits die erste Beute mit.
Sie schwemmten Holzteile an. Der Mast des Schiffes war geknickt. Das Boot selbst sah aus, als wäre es an einem der gefährlichen Felsen festgebunden. Das Wrack befand sich in dessen Nähe.
Immer wieder rollten Wellen heran, immer wieder wurde es gepackt und in die Höhe geschleudert, aber gleichzeitig wieder zurückgerissen,

um einen erneuten Anlauf zu versuchen. Dann prallte es abermals auf. Wieder wurden Teile zerrissen und zerknackt, was wir sehr genau sehen konnten, da wir schon ziemlich nahe herangekommen waren und mit beiden Beinen im Wasser standen.

Die erste Leiche trieb auf uns zu und blieb zwischen uns im Sand liegen.

Der Tote war ein Mann ohne Gesicht. Daß er einen Bart trug, konnten wir gerade noch erkennen, mehr auch nicht, denn alles übrige war von einem Gegenstand zerstört worden.

Suko zerrte ihn weiter auf den Strand, denn keine Welle sollte sich den toten Körper zurückholen.

Es ging weiter.

Ich stand bis zu den Knien im Wasser, das an mir zerrte und mich ebenfalls holen wollte.

Vor mir schwankte das Meer. Die heiße Sonne, die das Wasser wie einen Spiegel aussehen ließ, trieb mit mir ihren Spaß. Halluzinationen überkamen mich, ich sah Dinge, die es gar nicht gab. Oder gab es sie doch? Über dem Wasser tauchten nämlich als mächtiges Gebilde die Steine von Stonehenge auf, der Ausgangspunkt unserer Reise.

Dann verschwand das Bild wieder. Genau in dem Augenblick, als mich etwas Hartes an den Beinen erwischte. Eine Planke war gegen meine Schienbeine geschlagen, hinterließ einen im ersten Moment bösen Schmerz, der sich aber ertragen ließ. Zudem mußte ich mich auf andere Dinge konzentrieren, denn abermals sah ich die leblosen Körper wie Korken in und über den Wellen tanzen.

Sie wurden nicht an den Strand gespült. Die beiden Männer gerieten immer wieder in die Strudel hinein, tauchten ein, blieben zunächst einmal verschwunden, bevor das Wasser sie wieder ausspie.

»John?«

Sukos Schrei hatte mich alarmiert. Mein Freund stand rechts von mir. Als ich den Kopf drehte, da sah ich, wie er ins Wasser ging und dabei einen Arm ausgestreckt hatte. Mit dem rechten Zeigefinger deutete er auf einen bestimmten Punkt nahe des Ufers, denn dort tanzte etwas auf den Wellen.

Beim ersten Hinschauen sah es wie ein körperliches Stück Holz aus, doch als es wieder über einen Wellenkamm hinweghuschte, da sah auch ich, was Suko gemeint hatte.

Es war der Körper einer Frau. Sie hatte lange Haare, die immer wieder hochtrieben und sich wie ein Vlies ausbreiteten. Keiner von uns wußte genau, ob die Frau noch lebte. Wir wollten sie retten oder zumindest den Fluten entreißen.

Ich bewegte mich schräg auf Suko zu, der weiterging, sich gegen die anrollenden Wellen stemmte und dabei mit beiden Armen ruderte, um das Gleichgewicht zu halten.

Mir kam es vor, als hätte sich das Meer gerade jetzt gegen uns gestemmt. Die anrollenden Wellen wuchteten gegen unsere Körper. Wir schwankten, aber wir gaben nicht auf, obwohl der Boden unter uns weich und rutschig war und wir jeden Moment umkippen konnten.

Dann waren wir da.

Das heißt, Suko übernahm den Anfang. Er warf sich plötzlich in eine Welle hinein, die auch den Körper der Frau weitergetragen hatte. Bevor das Wasser ihn wieder zurückreißen konnte, hatte Suko bereits zugegriffen. An den langen Haaren und an den Schultern hatte er sie zu fassen gekriegt, und er ließ sie nicht los.

Er war eisern.

Ich ebenfalls. Ich half ihm, während das Wasser unsere Hüften umgurgelte und versuchte, uns zu seiner Beute zu machen.

Gemeinsam schafften wir es. Die Frau lag mit dem Gesicht nach unten in unserem Griff.

So schleiften wir sie an Land.

Sehr mühsam, aber es klappte. Unser Keuchen mischte sich in das Geräusch der anlaufenden Wellen, auch wir waren naß bis auf die Haut, aber das gehörte dazu.

Endlich auf dem Trockenen.

Wir hielten die Frau noch fest, als Suko sagte: »Sie lebt, ich habe es gespürt.«

»Super!«

Bevor wir sie in den Sand betteten, sorgten wir dafür, daß sie sich erbrechen konnte.

Die Frau war noch nicht ganz bei sich, sie hustete, sie würgte, und noch immer hatten wir ihr Gesicht nicht gesehen. Nur auf das lange, nasse Haar schauten wir, aber in mir machte sich ein Gefühl breit, mit dem ich nicht zurechtkam.

Irgend etwas stimmte da nicht.

Ich schaute Suko an.

Er hatte nichts bemerkt und war voll und ganz auf die Rettung der Frau konzentriert.

Nachdem sie sich ausgehustet hatte und keuchend Luft holte, legten wir sie im Sand nieder und drehten sie auf den Rücken. Die Haare hingen wie festgeklebt auf ihrem Gesicht.

Suko streifte sie zur Seite.

Der Schlag traf uns synchron.

Wir waren nicht mehr in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen. Die Person, die vor uns lag, kannten wir. Es war Kara, die Schöne aus dem Totenreich…

***

In den folgenden Sekunden wurde alles anders. Da fror die Zeit ein, da kamen wir uns vor wie in einem Gefängnis, das seinen Platz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart gefunden hatte.

Es war wie ein Wunder oder wie eine Halluzination. Da lag Kara vor uns, aber war sie das wirklich?

»Soll ich es glauben, John?«

Ich hob die Schultern.

»Sie ist es, ja, sie ist es. Und wir sind in die Vergangenheit geschleudert worden. Also gehört dieser verfluchte Flecken Erde tatsächlich zu Atlantis. Wenn du eine bessere Möglichkeit weißt, dann sag sie mir bitte.«

»Es wird wohl sie sein, Suko.«

»Gut, und was jetzt?«

»Ich weiß es nicht.« Das war nicht mal gelogen. Ich mußte mich erst zurechtfinden, fragte mich aber schon jetzt, ob das überhaupt möglich war. Suko und ich konnten uns nur als Figuren fühlen, die im Mahlstrom der Zeiten umherruderten und irgendwann an irgendein Ufer geschleudert wurden.

Ich strich über Karas Gesicht. Es sah so bleich aus. Sie war nur knapp mit dem Leben davongekommen. Ich fragte mich, ob sie die Rettung uns zu verdanken hatte oder ob sie nicht sowieso ans Ufer gespült worden wäre. Das letzte traf sicherlich zu, sonst hätte sie nicht überleben können. Wir hatten Zeit genug gehabt, uns auf sie zu konzentrieren, und uns war beiden aufgefallen, daß sie jünger aussah als zu der Zeit, in der wir sie kennengelernt hatten, wo sie die Schöne aus dem Totenreich war.

Noch war sie down und erholte sich nur langsam. Ich tupfte ihr Gesicht ab und stellte dabei fest, daß sich ihre Lippen bewegten. Suko war aufgestanden. Er hatte sich gedreht und schaute dorthin, wo die Weißblonde stand.

Sie sang nicht mehr. Nur die anlaufenden Wellen bildeten die ewige Melodie.

»Was macht sie?« fragte ich. »Sie hält sich zurück.«

»Okay…«

Suko behielt die Mörderin weiterhin im Auge, während ich mich weiterhin auf Kara konzentrierte.

Das leise Stöhnen ließ mich hoffen. Ich strich über ihre Wangen, die allmählich die Blässe verloren und wieder eine gesunde Gesichtsfarbe annahmen.

Dann öffnete sie die Augen.

Es geschah so schnell, daß sie mich damit überraschte und ich ein wenig zurückzuckte.

»Kara«, flüsterte ich.

Sie gab keine Antwort. Sie schaute mich nur an. Ihre Lippen zuckten,

die Augen bewegten sich. Sie wurden geschlossen und wieder geöffnet, aber noch immer stand kein Erkennen in ihnen. Dann murmelte sie Worte, die ich nicht verstand. Es war eine für mich fremde Sprache, die ich zwar schon des öfteren gehört hatte, aber in diesem Fall hatte Kara einfach zu leise gesprochen.

Mir war längst klar, daß wir uns in einer Zeit befanden, die wir bisher noch nicht auf diesem Kontinent erlebt hatten. Kara sah eben noch sehr jung aus, doch darüber wollte ich nicht nachdenken, zudem lenkte sie mich durch ihre Bewegung ab.

Sie richtete sich auf. Dabei hustete sie, und dieses Geräusch schien für die Weißblonde ein Startsignal zu sein, denn sie setzte sich in Bewegung, wie ich von Suko erfuhr.

Noch immer im Sand kniend drehte ich mich um, um sie anschauen zu können.

Wie immer gab sie sich lässig und sicher. Sie war die Königin, sie war die Herrscherin auf dieser Insel, und das zeigte sie auch. Ich hatte meinen linken Arm ausgestreckt und die Hand gegen Karas Rücken gedrückt. In dieser Haltung unterstützte ich sie, und sie schaute der Weißblonden auch entgegen.

Ich ließ Kara nicht aus dem Blick. Deshalb sah ich auch, wie sich der Ausdruck in ihrem Gesicht veränderte. Er war anders geworden. Er zeigte Furcht und Erstaunen, so konnte ich erkennen, daß die beiden nicht eben Freundinnen waren. Ich spürte auch das Zittern des Körpers, wußte nicht, ob sie Furcht hatte oder es die Nachwirkungen des Schiffbruchs waren. Um uns kümmerte sich die Weißblonde nicht. Sie blieb dort stehen, wo sich Karas Füße befanden, und sie schaute auf die junge Schwarzhaarige Frau, die sich so von der anderen unterschied.

Schweigen…

Sekunden vergingen. Wir hörten das Rauschen der Wellen, die Sonne brannte gnadenlos auf die Insel nieder, und zwei Körper lagen tot am Strand. Der eine Mann mit dem zerstörten Gesicht. Zwischendurch war noch eine andere Leiche angespült worden.

Kara redete.

Sie sagte nur ein Wort, wobei sie Mühe hatte, es beim erstenmal auszusprechen, aber beim zweiten und erst recht beim dritten Versuch klappte es besser, so daß auch wir den Namen verstehen konnten.

»Roya…«

Die Weißblonde nickte.

Dieses Nicken bestätigte uns, daß sie tatsächlich so hieß. Dann sahen wir das Lächeln auf ihrem Gesicht, und die nächsten Worte drangen flüsternd über ihre Lippen.

Abermals erlebten wir ein Phänomen, was uns aber nicht neu war. Immer wenn wir dank eines Zeitparadoxons den Weg nach Atlantis

geschafft hatten, waren wir auch in der Lage, die Sprache zu verstehen, die in dieser alten Welt gesprochen wurde. Das hatte uns schon viele Vorteile gebracht, und so würde es auch heute sein.

»Was tust du hier…?«

»Ich bin auf dieser Insel die Königin. Ich herrschte über die Gebeine der Toten. Ich bin der Schrecken der Seefahrer. Ich bin die gefährliche Sirene.« Sie lachte schärf auf. »Das hättest du wohl nicht gedacht, Schwester, wie?«

Schwester!

Verdammt, sie hatte tatsächlich Schwester gesagt. Da hatte ich mich nicht verhört, denn auch Suko war bei dem letzten Wort zusammengezuckt und schaute mich an, als wäre das alles gar nicht wahr.

Schwester!

Wie denn Schwester?

Wir kamen damit nicht zurecht. Plötzlich war einiges durcheinander. Beide fragten wir uns, seit wann Kara eine Schwester hatte? Wir kannten sie lange genug, wir hatten oft Seite an Seite gekämpft, wir wußten viel voneinander, aber von einer Schwester hatte sie uns niemals etwas erzählt.

Wir kannten wohl ihren Vater, aber eine Schwester…?

»Nein«, flüsterte Kara rauh. »Du bist nicht mehr meine Schwester, Roya! Unsere Wege haben sich getrennt. Du bist den deinigen gegangen, ich habe meinen eingeschlagen, und ich habe darauf gehört, was mir mein Vater sagte.«

»Er ist ein alter Narr.«

»Ich will nicht, daß du ihn beleidigst. Ich will es nicht. Ich werde dich…«

»Hör auf, Kara, hier habe ich das Sagen. Und schau mal her, was ich dir mitgebracht habe.« Noch während sie sprach, hatte sie das Schwert mit der goldenen Klinge aus dem Gürtel gezogen und hielt Kara die Waffe hin, in deren Klinge sich das Gesicht der dunkelhaarigen Frau spielte. »Kennst du es?«

Kara schaute sich die Waffe an. »Nein«, flüsterte sie. »Ich kenne sie nicht.«

Roya lachte. »Das ist schade. Aber mach dir nichts draus. Es ist ein sehr interessantes Spiel, das wir hier durchführen. Ich habe mir das Schwert eben in der weiten Zukunft genommen und es hinein in die Vergangenheit transportiert. Wir hatten wie Schwestern sein sollen, wir sind es nicht gewesen. Ich ging meinen Weg, du deinen, und ich sage dir, daß nur eine von uns bleiben kann. Ich weiß nicht, wann es zum letzten Duell kommen wird, aber ich sage dir, daß wir uns einmal treffen und zum alles entscheidenden Duell antreten.«

»Jetzt und hier?«

»Nein, noch nicht.«
»Aber ich will weg von dieser Insel…«
»Das kannst du auch. Du wirst wegkommen. Ich habe beschlossen, daß deine Gebeine nicht hier zusammen mit denen der anderen in der Sonne bleichen. Ich werde dich noch einmal schonen, du hast sehen sollen, welchen Weg ich gegangen bin, und du wirst erkennen, daß es der einzig richtige war. Wir werden wieder zusammentreffen, aber die Zeit, die bestimme ich - oder das Schicksal.«
Es waren Worte, die wie ein Abschied klangen. Zumindest für uns, denn beide hatten wir das Gefühl, aus dieser Szene weggedrückt zu werden. Es wurde so seltsam um uns herum. Etwas zog sich zusammen. Wir fühlten uns wie in einer Klammer.
Zwar sahen wir die beiden Frauen noch dicht vor uns, gleichzeitig aber waren sie weit weg, als hätten wir die Ferngläser verkehrt herum vor die Augen gehalten.
Die Stimmen versandeten. Zwar hörten wir sie noch klar, aber sie waren sehr, sehr leise geworden.
Und dann zog es uns weg.
Nichts konnten wir dagegen tun. Wieder einmal gerieten wir in den Mahlstrom einer fremden Magie. Die Insel und der Himmel verschwammen vor unseren Augen. Noch einmal konnten wir gegen den Berg aus Gebeinen schauen, dann war auch er weg.
Für den Bruchteil einer Sekunde hörten wir das Rauschen. Etwas fiel vor unseren Augen zusammen.
Es war die Welt des längst versunkenen Kontinents. Wir hielten die Augen nicht geschlossen.
Trotzdem kam es uns vor wie ein Erwachen, denn als wir wieder in die Runde blickten, da fiel ein Schatten über uns. Es war der Schatten eines Steins, und er gehörte zum Zentrum von Stonehenge.
Unsere Zeit hatte uns wieder.

***

Suko befühlte seine Hose. Er verzog dabei das Gesicht und drehte mir den Kopf zu. »Feucht, John, der Stoff ist noch leicht feucht. Weißt du, was mir das sagt?«
»Ja, daß wir nicht geträumt haben.«
»Eben.«
Auch in unserer Zeit war es heiß. Vielleicht sogar noch schlimmer, da wir keinen Windhauch spürten, der durch die Korridore zwischen den hohen Steinen fuhr. Alles war so anders, so klamm, schwül und auch still. Hier war es passiert, hier war plötzlich die Weißblonde erschienen und hatte uns in ihre Welt gezogen.
Warum hatte sie das getan? Und warum waren wir von ihr nicht getötet worden?

Wir kannten den Grund nicht. Es war uns auch egal. Was jetzt zählte, war die Lösung des Falls, und dabei mußte uns die Schöne aus dem Totenreich helfen. Daß sie eine entscheidende Rolle in diesem rätselhaften Fall spielte, hatten wir selbst erlebt.

»Kara«, murmelte Suko. »Sie ist der Schlüssel.«

»Und an sie müssen wir herankommen.«

»Wie?«

Die Frage war berechtigt, denn immer wenn wir ihre und die Hilfe des kleinen Magiers brauchten, war es uns nicht möglich, schnell in das Gebiet der Flammenden Steine zu gelangen, denn sie waren auch unseren Augen verborgen.

Eines aber ließ uns hoffen.

Wenn sich der Fall auch um Kara drehte, dann würde sie ebenfalls Bescheid wissen. Und zwar in der jetzigen Zeit. Dann war sie auch in der Lage, Kontakt zu uns aufzunehmen.

Über die Steine?

Es gab Verbindungen von Stonehenge zu den *flaming stones,* das wußten wir, aber wir waren nicht in der Lage, diese Brücke von uns aus herzustellen, da mußte sich schon die andere Seite rühren.

Darüber sprach ich mit Suko, auch er war der Meinung, und wir fragten uns dann, wie wir uns verhalten sollten.

»Warten?« fragte ich.

»Ungern. Aber wenn du einen besseren Vorschlag hast, dann…«

»Nein, nein, den habe ich nicht.« Ich deutete auf den Boden. »Hier ist so etwas wie ein zentraler Punkt. Wir müssen davon ausgehen, daß wir noch einmal in den Kreisel der Zeitmagie geraten. Diese Person aus Karas Zeit ist nicht tot. Sie hat davon gesprochen, daß sie Kara töten will, obwohl beide als Schwestern gehandelt wurden, was mir sowieso nicht in den Kopf will. Aber das wird sie uns hoffentlich erklären, wenn wir ihr gegenüber stehen.«

»Hoffentlich.«

»Es liegt nicht an uns.«

Wir hörten eine laute Stimme. Sie war verstärkt durch ein Megaphon, und wir erkannten, daß McNeill nach uns rief. Er und sein Kollege Morgan Flint waren als Aufpasser eingeteilt, die die Steine vor neugierigen Blicken schützen sollten. Die beiden trauten sich nicht in das Zentrum hinein, sie wollten nur wissen, was geschehen war, denn auch ihnen war unser Verschwinden natürlich aufgefallen.

»Was sagen wir ihnen?« fragte Suko.

»Alles, nur nicht die Wahrheit.«

»Willst du zu ihnen?«

»Ungern. Wir kehren später wieder hierher zurück. Ich habe den Eindruck, daß wir noch einiges erleben werden. Die Karten sind verteilt, das Spiel kann beginnen.«

Suko grinste. »Was bist du heute so dramatisch?«
»Ist es ein Lustspiel oder ein Drama?«
»Eher ein Drama.«
»Eben. Und dem passe ich mich an…«

***

Die Flammenden Steine… Unsichtbar die Menschen, aber ein Paradies für diejenigen, die dort lebten. Das waren Kara, Myxin und der Eiserne Engel, und es war vor allen Dingen eine Kara, die keine Waffe mehr besaß. Das Schwert mit der goldenen Klinge war ihr genommen worden. Sie hatte zwischen den Steinen gestanden, sie hatte die fremde Magie gespürt, sie hatte das Schwert verloren und kam sich so hilflos vor, auch wenn sie unter dem Schutz des kleinen Magiers stand, dem es gelungen war, sie dank seiner Telekräfte zu hypnotisieren. In der Hypnose war Karas Geist zurück in die Vergangenheit gefahren. Sie hatte sich damit beschäftigt, sie hatte alles so perfekt erleben können, und die Erinnerung war wie eine jetzige Begebenheit vor ihrem geistigen Auge abgelaufen.
Sie war wieder wach.
Myxin tupfte ihr mit einem Tuch die Stirn ab, denn Karas Gesicht war schweißnaß geworden. Sie hatte während der hypnotischen Phase stark gelitten, und von den Erinnerungen war sie trotz ihres Zustands stark aufgewühlt worden. Noch immer schwirrten die Erlebnisse durch ihren Kopf. Es war ihr schwergefallen, sich damit abzufinden, aber sie hatte etwas erfahren, das sie möglicherweise einen Schritt weiterbrachte.
Myxin lächelte sie an. Das Gesicht mit seiner leicht grünlichen Haut nahm einen erleichterten Ausdruck an. »Du hast es geschafft, Kara«, sagte er, »auch wenn du erschöpft bist. Das wird sich geben. Ich werde dir ein Glas Wasser holen.«
»Danke.«
Myxin kehrte bald darauf mit dem vollen Glas zurück. Kara hatte in der Zwischenzeit nachdenken und ihre Gedanken sortieren wollen, aber sie hatte sie nicht in die Reihe bekommen, und sie würde noch ziemlich durcheinander sein, wenn Myxin sie auf das Erlebte ansprach. Er mußte wissen, was geschehen war, denn die Vergangenheit war für die Gegenwart ein sehr wichtiger Faktor.
Kara trank das Wasser.
Es stammte aus der Quelle, es war wunderbar klar und erfrischend. Als sie das leere Glas wegstellte, ging es ihr schon besser. Sie setzte sich hin und lächelte.
»Kannst du erzählen?« fragte Myxin.
»Ja.«
»Dann bitte.«

Kara überlegte kurz, und dann berichtete sie. Diesmal nicht mit stockenden und dürren Worten, es sprudelte nur so aus ihr hervor. Myxin hatte Mühe, alles zu behalten, und mehr als einmal schüttelte er den Kopf, weil er kaum glauben konnte, was er da gehört hatte. Kara berichtete ausführlich von den beiden Männern, die sie gesehen und die so anders ausgesehen hatten.

»Wie denn?« unterbrach der kleine Magier sie.

Kara beschrieb sie, und die Augen des Magiers leuchteten plötzlich auf. Er wunderte sich darüber, daß Kara nicht die Namen der beiden erwähnte und fragte sie: »Kennst du sie denn nicht?«

»Nein, warum? Ich…«

»Damals, Kara, damals…«

»Aber sie sind…«

»John und Suko.«

Plötzlich erstarrte sie. Natürlich waren ihr diese Namen ein Begriff. Schließlich gehörten sie zu ihren besten Freunden, aber in diesem Fall bekam sie die Dinge nicht in die Reihe. »Ich habe sie gesehen«, hauchte sie. »Warum? Was haben sie in dieser anderen Zeit getan? Ich traf meine angebliche Schwester, ich bin von den Wellen an den Strand der Insel gespült worden, wo Roya herrschte. Was haben die beiden dort getan?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Myxin, »aber wir müssen davon ausgehen, daß auch sie mit in diesen Fall hineingezogen worden sind. Wir sollten so schnell wie möglich mit ihnen Kontakt aufnehmen.«

»Ja, das wäre gut. Aber ich mache mir Gedanken um Roya. Auch sie hat überlebt, das weiß ich. Sie hat mir mein Schwert gestohlen, sie ist in der Lage, ebenfalls eine magische Reise durchzuführen. Sie stahl mir die Waffe in dieser Zeit und hat sie mitgenommen in die Vergangenheit. Dort habe ich sie gesehen. In der Erinnerung weiß ich Bescheid, obwohl ich bei unserem Wiedersehen noch nicht wußte, was dieses Schwert bedeutet. Ich habe es später erst von meinem Vater bekommen, aber nun hat sie es mir gestohlen, und das ist schlimm. Sie wird dieses Schwert auch weiterhin behalten, wenn sie zurück in die eigene Vergangenheit geht, und wir werden uns noch einmal treffen, wobei ich nicht weiß, in welcher Zeitspanne das geschehen wird. Ich weiß es nicht.«

»In dieser!«

Kara schaute hoch. »Meinst du das wirklich?«

»Ja, Kara. Es wird zu einem Kampf kommen. Roya will die einzige sein, das glaube mir. Sie will vor allen Dingen das Schwert mit der goldenen Klinge für immer besitzen. Sie hat davon erfahren. Sie hat es dir jetzt gestohlen, es befindet sich in ihrem Besitz, aber woher wußte sie davon? Kannst du mir das sagen?«

»Nein.«

Myxin runzelte die Stirn. »Kara, sie muß es gewußt haben. Du kannst dich nur nicht daran erinnern. Ihr beide müßt noch einmal aufeinander getroffen sein, als sich das Schwert in deinem Besitz befand. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Aber ich weiß nichts.«

»Du blockierst.«

»Ja.«

»Das kann gelöst werden.«

Kara erschrak. »Nein«, sagte sie. »Nicht schon wieder…«

Myxin nickte. »Doch, Kara. Ich werde dich noch einmal hypnotisieren, ein drittes Mal. Es geht um das Schwert. Du mußt dir selbst Klarheit verschaffen, sonst kommst du damit nicht zurecht.«

»Was ist mit John und Suko?«

»Wir werden ihnen noch früh genug Bescheid geben. Getrennt kämpfen, vereint zuschlagen, habe ich mal gehört. So sollte und müßte es eigentlich sein. Noch wissen die beiden nichts von uns, denke ich mal. Aber sie werden es erfahren. Wenn du dich ein drittes Mal erinnerst, könnten wir möglicherweise zu einer Lösung kommen.«

»Es ist so vage«, murmelte Kara.

»Siehst du eine bessere Chance?«

»Nein.« Da war sie ehrlich.

Der kleine Magier nickte und lächelte ihr zu. »Dann tu uns beiden den Gefallen, Kara…«

»Ja«, flüsterte sie und ließ sich wieder zurück auf das Lager sinken…

***

Morgan Flint schaute uns an, als wollte er uns fressen. Wir standen vor dem kleinen Wärterhaus, weil es drinnen zu heiß war. Ich hatte eine Dose Wasser geleert, fühlte mich zwar nicht mehr durstig, dafür trieb mir die Sonne den Schweiß aus den Poren. Bei diesem Wetter brauchte der Körper viel Flüssigkeit.

Mochte Stonehenge auch noch so stark unter einer Hitzeglocke dahinsiechen, es hielt viele Menschen doch nicht von einem Besuch ab. Ob Männer oder Frauen, sie alle wollten kommen, sehen und staunen. Aber sie kamen nicht direkt an die Steine heran. Absperrungen hielten sie auf Distanz, und wer sie trotzdem einmal überschritt, wurde schnell zurückgeschickt und des Weges verwiesen.

Hier war zweifacher Mord geschehen!

Und so etwas hatte sich in Windeseile herumgesprochen, auch in einem Gebiet, in dem nicht sehr viele Menschen wohnten. Aber dieses Ereignis hatte weitere Neugierige angezogen. Sie drängten sich auf den als Wiesen umfunktionierten Parkplätzen und versuchten natürlich mit Hilfe starker Ferngläser etwas zu entdecken.

Sie sahen nichts.

Die Steine standen bewegungslos da, die Magie in ihnen wie in einem Gefängnis.

»Also, Sinclair«, sagte Morgan Flint, als ich die leere Dose zusammengedrückt und sie in einen bereitstehenden Abfalleimer geworfen hatte. »Was wir gesehen haben, das haben wir gesehen. Zumindest mein Kollege McNeill kann es bezeugen. Sie sind beide verschwunden. Sie waren auf einmal nicht mehr da, aber das ist ja nicht das Allerschlimmste. Die absolute Härte war das Erscheinen der halbnackten Frau.«

Ich tat ahnungslos. »Welche Frau?«

»Wollen Sie uns verarschen, Sinclair? Da war ein Weib, und es war dasselbe Weib, das von vielen Zeugen als eine Mörderin identifiziert worden ist. Erzählen Sie mir doch nichts, verflucht!«

Ich blieb hart. »Sorry, aber wir haben nichts gesehen. Da müssen Sie sich irren.«

»Nein.«

Ich grinste ihn an. »Die Hitze, Flint, es ist die Hitze…«

Er hätte mir am liebsten seine Faust ins Gesicht gerammt. Da er sich dazu nicht überwinden konnte, drehte er sich um und wandte sich an seinen Kollegen. »Sag du auch was, McNeill!«

Er hatte genug mit seinem Schweiß zu kämpfen, brachte trotzdem einige Worte hervor. »Wo sind Sie gewesen? Mein Kollege hat recht. Sie waren verschwunden.«

»Das stimmt.«

»Aha«, sagte Flint.

»Nichts ist mit aha, Kollege. Wir sind nur in den Schatten getreten. Wir haben uns hinter den Steinen umgeschaut. Nicht mehr und nichtweniger. Ist das klar?«

»Und was war mit der Frau?« fragte McNeill.

Diesmal schaute Suko ihn erstaunt an. »Von welcher Frau reden Sie, Kollege?«

»Von der Mörderin, verflucht! Wollen Sie uns auch auf den Arm nehmen? Wir haben sie gesehen.«

»Einbildung«, sagte ich und ließ die beiden stehen, weil ich zum Wagen wollte. Suko ging mir nach.

Erst als wir den BMW aufgeschlossen hatten, lachte er.

»Denen haben wir es gegeben.«

»Was hätten wir denn sagen sollen? Die Wahrheit?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Eben.«

Ich tauchte in den heißen Wagen und kam mir dabei vor wie in einem Backofen. Suko und ich gehörten trotz zahlreicher Alleingänge zu den Menschen, die die Verbindung zur Basis nicht verloren.

Auch in diesem Fall wollten wir es so halten, und ich wählte die

Nummer in London, über die ich direkt Sir James Powell erreichen konnte.

Sehr schnell meldete er sich und atmete auf, als er meine Stimme hörte. »Sagen Sie nicht, daß Sie den Fall schon gelöst haben, John. Es wäre zu schön.«

»Sie haben recht, Sir.«

»Und was gibt es?«

»Es ist alles komplizierter, als wir gedacht haben. Atlantis spielt eine Rolle und das Phänomen der Zeit, denn Sie sprechen mit einem Mann, der, zusammen mit seinem Freund, eine kleine Zeitreise hinter sich hat.«

»Berichten Sie?«

Ich tat es, obwohl ich wußte, daß uns auch Sir James keine Lösung präsentieren konnte. Er hörte zu, und ich erhielt auch eine Antwort. Er schlug vor, den Kontakt mit Kara und Myxin aufzunehmen.

»Das haben wir uns auch gedacht.«

»Aber Sie haben es nicht getan.«

»Nein, wir kommen nicht an die beiden heran.«

»Auch nicht über die Magie der Steine?«

»Das wäre ein Weg. Ich bin sogar sicher. Aber wir sind keine Magier und finden den berühmten Punkt deshalb nicht, um die, ich sage mal locker, Zeitmaschine einzustellen.«

»Das hört sich nicht gut an.«

»Stimmt, Sir.«

»Was bleibt Ihnen?«

Diese Frage hatte ich erwartet. »Auf das Wunder können wir nicht hoffen, auf den Zufall ebenfalls nicht. Wir müssen warten, ob es hier irgendwann weitergeht.«

»Wenn ich darüber nachdenke, rechnen Sie mit dem abermaligen Erscheinen der Mörderin.«

»Ja, mit dieser Roya.«

»Sie werden die Person nicht herbeilocken können - oder?«

»Das glaube ich nicht, Sir. Sie geht ihren eigenen Weg. Roya weiß, was sie will. Sie hat zudem die Gabe, zwischen den Zeiten zu pendeln, das kann uns natürlich Probleme bereiten.«

»Stimmt.«

»Jedenfalls sehen wir etwas klarer. Ich denke, daß wir uns da in eine Auseinandersetzung hineingedrängt haben, die eigentlich nur Kara und ihre angebliche Schwester etwas angeht. Durch das Erscheinen der Weißblonden Roya inmitten der Steine und durch das Filmen dieses Auftritts sind auch Menschen davon berührt worden. Wir werden auf jeden Fall nicht aufgeben und hier in Stonehenge bleiben.«

»Gut, John. Sollten Sie Verstärkung brauchen, Sie wissen ja Bescheid.«

»Das versteht sich, Sir.«

Ich stieg wieder aus dem heißen Wagen und drückte die Tür zu. Suko hatte Teile des Gesprächs mit angehört. »Der Alte ist nicht begeistert, denke ich mal.«

»Nein, wärst du das?«

»Bewahre. Und jetzt?«

Ich schaute zu den Steinen hin. Sie standen da, ohne sich zu regen. Aber das Licht der Sonne und die wabernde Hitze über ihnen ließ sie flimmern. »Wir sollten dorthin gehen, wo es begonnen hat. Ins Zentrum. Nur da kann etwas passieren.«

»Wie du willst.«

»Du siehst nicht begeistert aus.«

»Bin ich auch nicht, John. Ich komme mir vor wie in die Ecke gestellt. Wir hätten versuchen sollen, die Mörderin aus dem Weg zu schaffen. Damit wären viele Probleme gelöst worden. Sie hat sich doch hier gezeigt. Sie war keine Spukgestalt, sondern existent. Beim nächstenmal werde ich daran denken.«

»Okay, ich auch.«

Wir gingen wieder zurück, und sicherlich begleitet von den Blicken der außerhalb stehenden Neugierigen. Aber das war uns egal. Wir waren hier, um eine Aufgabe zu erfüllen, und das wollten wir durchziehen.

Als wir das kleine Wärterhaus erreichten, fanden wir die beiden Kollegen nicht vor. Nur einer der offiziellen Aufpasser aus einer Privattruppe stand im Schatten des Baus und schaute uns entgegen.

»Wo sind Flint und McNeill?« fragte Suko.

Der Knabe grinste. »Die haben es hier nicht mehr ausgehalten. Sie waren der Meinung, daß Sie beide einen Fehler begangen haben. Deshalb sind sie gegangen.«

»Wohin?«

Der Aufpasser hob die Schultern.

Suko zerknirschte einen Fluch zwischen den Zähnen. »Diese Idioten«, flüsterte er, »diese verdammten Idioten…«

Dann hatten wir es sehr eilig…

***

Karas Erinnerungen

Ihr Vater hatte sie in eine Stadt geschickt, die am Fuß der Berge lag. Es war ein kleiner Ort inmitten einer staubigen und dürren Umgebung, doch dank eines idealen Bewässerungssystems war es den Menschen gelungen, aus der Gegend eine blühende Oase zu machen.

In dieser Stadt lebte eine Frau, die auf den Namen Jinneth hörte. Sie war schon sehr alt und hatte nach Kara schicken lassen, um Delios eine letzte Nachricht zu überbringen. Um was es ging, wußte Kara

nicht. Ihr war nur bekannt, daß sie eine niedergeschriebene Botschaft mitbringen sollte, in der sich einiges aufklärte, was eine bestimmte Person betraf.

Kara hatte ihren Vater nach dem Namen gefragt, der aber hatte nur gelächelt und sie auf später vertröstet.

Ihre Aufgabe war es, die Botschaft so schnell wie möglich zu holen und sie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Sie erreichte die Stadt am Abend. Noch war es nicht dunkel geworden, aber erste Feuer brannten bereits, und die Schatten hingen zwischen den Häusern.

In der Ferne standen die Berge wie kantige Wächter, die in die Tiefe schauten. Es wuchsen dort keine Bäume, sie waren völlig glatt, und zwischen ihnen existierten schmale Täler, in denen das Böse hausen sollte. Oft genug waren die Vasallen des Schwarzen Tods in die Stadt eingefallen und hatten reiche Beute gemacht, aber auch die fliegenden Vampire waren über den Ort hinweggeflogen, auf der Suche nach Menschenblut.

Die Bewohner waren geblieben. Sie wollten diesen Ort nicht verlassen, und sie verteidigten ihn so gut wie möglich. Kara wußte, daß sie sich auf die Gefahren eingestellt hatten und sich nicht mehr so leicht überraschen ließen.

Kara war auf ihrem eigenen Pferd gereist, einem prächtigen Schimmel, der zum Gestüt ihres Vaters gehörte. Das Tier steckte voller Energie, und Kara hatte sich gewundert, wie schnell sie an das Ziel gelangt war. Nur vier Tagesritte hatte sie gebraucht, und dennoch überkam sie der Eindruck, zu spät gekommen zu sein.

Die Stadt bot ein totes Bild. Selbst die Feuer schufen kein Leben, denn es gab mehr Schatten als Licht.

Kara fühlte sich nicht wohl. Dazu mochte auch der böige Wind mit beitragen, der ihr ins Gesicht blies. Er kam wie ein kalter Hauch aus den Bergen, er brachte den Geruch von Steine und Staub mit und auch den Geruch des Todes, wie sie dachte. In den Bergen lauerte die Gefahr, dort befand sich der Sitz manches Dämons, da hatten das Grauen seine Heimat gefunden und stieß immer wieder herab zu den Menschen.

Kara ritt an den Häusern vorbei. Manchmal klapperten die Hufe über das gelegte Pflaster, dann wieder bewegten sie sich auf hartem Lehm. Oft genug wurde sie von den schmalen Kanälen begleitet, die den Weg umrahmten, und das in ihnen fließende Wasser brachte kühle Frische mit.

Wo der Staub zu dicht lag, wurde er von den einfallenden Böen aufgewirbelt und trieb als Wolken davon. Kara war nicht bekannt, wo Jinneth lebte, sie mußte sich durchfragen, und sie stoppte ihr Tier, als sie einen Mann sah, der über eine Straße hasten wollte.

»Bleib stehen, bitte.«
Der Mann hörte die Stimme, griff zu seinem Schwert, ließ es aber in der Scheide.
Kara glitt aus dem Sattel. Um dem Mann die Scheu zu nehmen, lächelte sie. Sie befanden sich an einem guten Platz. Hauswände rahmten sie ein, und das nächste Feuer loderte weit entfernt.
Der Mann war schon älter, aber er hatte einen klaren Blick, das sah Kara sofort.
»Du bist fremd, nicht?«
»Ja, ich bin lange geritten.«
Der Mann schaute auf das Tier. »Es ist ein prächtiges Pferd. Ich habe mal einen sehr weisen Menschen kennengelernt, der diese Pferde züchten ließ. Er lebt ebenfalls einige Tagesritte von hier entfernt und heißt Delios.«
»Von ihm komme ich.«
Der Mann staunte. Er trat näher an Kara heran. Seine Hand hatte sich längst vom Griff des Schwertes gelöst. Er sah aus wie jemand, der sich auf eine bestimmte Art und Weise von etwas überzeugen wollte, aber er streckte Kara den Arm nicht entgegen, sondern zog die Hand wieder zurück. Statt dessen sagte er: »Du siehst aus, als wärst du seine Tochter.«
»Das bin ich.«
Der Mann atmete auf. »Gut, das ist sogar gut. Und was führt dich in diese Stadt?«
»Ich suche Jinneth.«
Es war eine klare Antwort. Kara hatte nicht damit gerechnet, daß sie den Mann erschreckte, es war aber der Fall, denn er trat einen kleinen Schritt zurück. »Jinneth…?«
»Ja.«
»Dann mußt du dich beeilen.«
»Warum?«
»Es geht ihr schlecht. Man sagt, daß sie stirbt oder schon tot ist. Es weiß niemand genau.«
»Warum ist das passiert?«
Der Mann schüttelte den Kopf. Dann schaute er sich vorsichtig um. »Weißt du es denn nicht?«
»Was sollte ich wissen?«
»In dieser Stadt ist es gefährlich für eine Fremde. Aber nicht nur für sie, auch für uns. Denn da ist jemand gekommen, der den Mantel des Todes über uns gebreitet hat. Jemand will versuchen, die Stadt in den Griff zu bekommen und sie dem Bösen zuzuziehen. Die aus den Bergen wollen uns vernichten.«
»Dämonen?«
»Man kann es nicht so genau sagen. Es gibt Menschen, die vom

Schwarzen Tod sprechen, aber er ist es nicht. Es sind auch nicht die schwarzen Vampire des Magiers Myxin. Wenn er oder der Schwarze Tod dahintersteckt, dann haben sie jemand gefunden, der für sie den Tod verbreitet. Und es ist diese Gestalt, die schon gemordet hat.«

»Wen brachte sie um?«

»Wichtige Menschen. Man fand sie in ihrem Blut, zerstört durch Schwertstiche.«

»Und man weiß nicht, wer es getan hat?«

»Nein, aber man weiß, daß diese Person den mächtigen Dämonen aus den Bergen den Weg ebnen will. Jinneth wurde lange nicht mehr gesehen, deshalb geht man davon aus, daß auch sie…«

Kara hatte genug gehört, bedankte sich und erkundigte sich nur noch nach dem Weg zu Jinneths Haus.

Sie bekam ihn beschrieben und alle guten Wünsche mit auf den Weg. Dann lief der Mann davon, als wäre ihm der Schatten des Todes auf den Fersen.

Kara aber war nachdenklich geworden. Ihr Vater hatte sie gewarnt, daß sie möglicherweise auf Gefahren stoßen würde. Daß sie aber so konkret gewesen waren, damit hatte sie nicht gerechnet.

Sie würde sich dementsprechend vorsehen. Die andere Seite, wer immer sie auch sein mochte, war schneller gewesen, und für Kara war dieser Ort zu einer Stadt des Bösen geworden.

Sie wußte, daß es Dämonen gab. Auch in Atlantis lebten sie. Gefährliche Monstren, die ihre Kräfte von uralten und zeitlosen Göttern erhalten hatten, um diese Insel zu erobern.

Zum Glück gab es Menschen, die sich gegen sie wehrten, auch wenn sie ihr Leben dabei verloren.

Und die Insel würde irgendwann untergehen, das wußte Kara. Ihr Vater sprach immer öfter davon, und er wurde dabei jedesmal nachdenklicher.

Kara hatte sich erkundigt, worüber er so nachgrübelte, und sie hatte auch eine Antwort erhalten.

»Es geht mir allein um dich.«

»Um mich?«

»Ja, meine Tochter. Es gibt zwei Dinge, die dir helfen werden. Einmal wirst du etwas bekommen, mit dem du dich verteidigen kannst, und zum zweiten brauchst du etwas, daß dich am Leben hält. Du wirst die langen Zeiten überstehen müssen. Du wirst eine Gefangene des Totenreiches sein, aber du brauchst keine Furcht zu haben«, hatte er schnell weitergesprochen, als er ihr Gesicht gesehen hatte. »Keine Furcht, denn dieses Totenreich wird dir einen langen Schlaf geben, und du wirst dich darin so sicher fühlen wie im Schoß deiner Mutter.«

Kara hatte genickt und keinen Widerspruch eingelegt. Sie wußte, daß

sie sich auf ihren Vater verlassen konnte. Er war derjenige, der alles richtete, er war ein großartiger, weiser Mann und ein Künstler, der sich in der Magie auskannte.

Natürlich hatte sie wissen wollen, wie es möglich war, daß sie überlebte, und Delios hatte ihr gegenüber einen Zipfel des geheimnisvollen Schleiers gelüftet.

»Es ist der Trank des Vergessens«, hatte er gesagt.

Damit hatte Kara nichts anfangen können. Sie hatte nur gestaunt, und ihr Vater hatte gelächelt.

»Warte es ab, bis es soweit ist, aber du mußt selbst dazu beitragen, um an den Trank heranzukommen.« Das war der Grund gewesen, weshalb Delios sie nach Jinneth hatte schicken lassen, denn sie sollte mehr über diesen Trank wissen und hatte dieses Wissen auch niedergeschrieben.

Doch was war mit Jinneth? Lebte sie? War sie schon tot? War sie zu einer Beute des Bösen geworden?

Kara wußte es nicht, als sie sich auf dem Weg zu ihr befand. Die Unruhe aber nahm zu.

Sie saß auf dem Rücken des prächtigen Pferds. Die Zügel hielt sie nur locker, sie lenkte das Tier mit den Schenkeln, das an seine Reiterin gewöhnt war.

Es setzte behutsam ein Bein vor das andere und trat nur sehr sanft auf, als wäre es darüber informiert, nur keine Geräusche zu hinterlassen. Vorsicht war alles.

Jinneth wohnte außerhalb der Stadt. Dort begannen bereits die Berge. Nur wenige Häuser waren gegen die Hänge gebaut worden. Die Grenze der Stadt wurde durch hohe Säulen markiert, aber es gab keine Tore. Kara ritt der hereinbrechenden Dämmerung entgegen. Vor sich sah sie die Berge. Der Wind brachte eine Kälte mit, wie sie in manch tiefen Schluchten lauerte.

Es war kein gutes Gebiet, und Menschen lebten dort nicht. Trotzdem waren die Berge bewohnt.

Grauenhafte Gestalten, die nur deshalb die Menschen noch nicht ausgerottet hatten, weil sie untereinander zerstritten waren und nach der Macht gierten.

In diesem Teil des Landes kämpften zwei besonders starke Dämonen gegeneinander.

Einmal der Schwarze Tod mit seinen Helfern, den Skeletten, die auf mächtigen Vogelrücken saßen.

Und zum zweiten Myxin, der Magier, der sich auf seine mächtigen Vampire verlassen hatte. Riesige Fledermäuse, die in den tiefsten und dunkelsten Schluchten lauerten und stets darauf warteten, daß die Dunkelheit über die Welt fiel, um in ihrem Schutz auf Beutesuche zu gehen.

Kara wußte dies und verhielt sich entsprechend vorsichtig. Deshalb beobachtete sie auch den Himmel über sich, der düster war, denn der Widerschein der Feuer aus dem Ort zeichnete sich dort nicht mehr ab. Das düstere und für manche Menschen gefährlich aussehende Grau lag über der einsamen Reiterin, wobei sie, wenn sie den Kopf hob, keinen einzigen Stern erblickte.

Selbst die Gestirne schienen dieses grausame Gebiet zu meiden und hielten sich zurück.

Noch war der Himmel leer. Kara traute dem Frieden trotzdem nicht. Die schwarzen Vampire verstanden es vorzüglich, Deckungen auszunutzen und sich zu verbergen.

Einen Angriff erlebte sie nicht. Der Schimmel trug sie mit langsamen Bewegungen ihrem Ziel entgegen.

Dort, wo Jinneth lebte, war es dunkel. Ihr Haus stand nicht allein, weitere Bauten bildeten eine kleine Siedlung für sich, so etwas wie ein Außenposten.

Sogar eine schmale Gasse teilte die Häuser in zwei Hälften. Von dem Mann wußte Kara, wohin sie zu reiten hatte. Sie wollte nicht unbedingt gesehen werden, deshalb ritt sie weiter an den Rückfronten der Häuser entlang und atmete erst auf, als sie das letzte erreicht hatte.

Dort stieg sie vom Pferd. Sie führte ihren Schimmel noch näher an das Haus heran, flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und ließ die Leine aus ihren Fingern gleiten.

Das Pferd blieb stehen, wo es stand, und es würde sich auch nicht vom Fleck rühren.

Noch einmal schaute Kara zum Himmel. Dort bewegte sich nichts. Keine Schatten, die sich aus dem Dunkel der nahen Berge lösten, es war alles friedlich.

Zu friedlich?

Kara wußte es nicht. Die Nacht hatte soeben erst begonnen, sie lag vor ihr, und es konnte sehr viel passieren. Die Luft war hier kalt, und sie roch auch nicht gut. Es war der Gestank von Verbranntem, der hoch in den Bergen aus den Spalten und Rissen des dunklen Vulkangesteins stieg. In den Tiefen dieses mächtigen Gesteins brodelte und kochte es immer, und es war schon mehr als einmal zu gefährlichen Ausbrüchen gekommen. Dann war tatsächlich die Hölle ausgebrochen. Die Glut hatte sich über die Hänge gewälzt, alles zerstörend und verdampfend. Sie war bis in die Täler hingekrochen, hatte sich dort ausgebreitet und die Bäche verstopft, so daß es immer lange Zeit dauerte, bis sich das Wasser eine neue Bahn gegraben hatte.

Auch Ortschaften waren unter der Glut begraben worden. Es hatte nie viele Tote gegeben, denn die Menschen hatten sich immer früh genug zurückgezogen.

Erst als Kara so gut wie sicher war, daß ihr keine Gefahr aus der Höhe drohte, bewegte sie sich leichtfüßig auf das Ziel zu und blieb an der Rückseite des Hauses stehen.

Dort lauschte sie.

Kein Geräusch drang aus den beiden kleinen Fenstern. Es waren nur mehr Luken in der hellen Wand, dunkle Löcher, durch die nicht mal das Atmen eines Menschen drang.

Das gefiel Kara überhaupt nicht. So still konnte niemand sein, es sei denn, er war tot.

Die dunkelhaarige Frau rechnete auch damit, und sie fragte sich schon jetzt, was ihr Vater wohl dazu sagen würde, wenn sie ihm diese Nachricht überbrachte.

Noch war es nicht soweit. Noch mußten sie sich selbst davon überzeugen.

Sie ging an der Hausseite vorbei. Der Boden hier war dunkel und uneben. Er bestand aus Lavagestein, das irgendwann einmal erkaltet war und diesen unebenen Belag gebildet hatte.

So gut wie nichts war zu hören.

Kara bewegte sich lautlos. Sie glich schon einem Schatten, der die Nacht verschluckt hatte.

Dann hatte sie den Eingang erreicht. Noch betrat sie das Haus nicht. Sie schaute erst zu den anderen Fenstern und Türen hin.

Es war stockfinster, es war still, und Kara vermutete, daß die Menschen diese Ansiedlung verlassen hatten.

Wenn ja, warum hatten sie es getan? Wußte sie, daß der Tod in irgendeiner Form auf sie lauerte und darauf wartete, sie vernichten zu können?

Kara wollte und würde die Antwort finden, auch wenn Jinneth nicht mehr lebte.

Die Tür war nicht ganz geschlossen. Fingerbreit stand der Spalt auf. Kara zog ihr Schwert. Sie hörte nur das schabende Geräusch, als es aus der Scheide rutschte.

Ein wenig trat sie zurück, um Platz zu haben. Dann schob sie die Klinge in den Spalt und benutzte die Waffe als Hebel, um die Tür zu öffnen. Sie drückte sie nach innen. Kara blieb nichts anderes übrig, als den dabei entstehenden Geräuschen zu lauschen, die ihr nicht gefielen, denn das Knarren klang in der Stille sehr laut.

Ein dunkler Raum tat sich vor ihr auf. Nichts war zu sehen. Keine Bewegung, und sie hörte auch keinen Laut. Kara achtete auf Atemzüge, aber auch sie vermißte sie.

Sie fühlte es, sie spürte es, sie war sensibel genug. Ich befinde mich nicht allein in diesem Haus, dachte sie. Wer immer sich auch hier aufhalten mag, er ist ein Mensch und kein Tier. Ich weiß es, ich kann mich danach richten, ich kann ihn riechen.

Es war kalt. Kein Feuer brannte mehr. Aber es hatte gebrannt, denn sie roch die kalte Asche. Und sie roch noch mehr, denn in diesen Geruch mischte sich ein anderer.
Der des Todes…
Karas Kehle zog sich zusammen, als sie den ersten Schritt ging. Mittlerweile hatten sich ihre Augen an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt. Es war nicht so dunkel wie sonst, denn durch die beiden Fenster floß das graue Dämmerlicht.
Es breitete sich sehr günstig aus, denn es floß über bestimmte Gegenstände, die Kara auch erkennen konnte.
An der rechten Seite sah sie den eingebauten Kamin. Von dort wehte ihr auch der Geruch der kalten Asche entgegen.
Links stand das Bett, die Liegestatt. Und es war belegt. Nicht überdeutlich, aber doch erkennbar zeichnete sie auf der Liegestatt den Umriß einer Gestalt ab.
Das mußte Jinneth sein.
Aber sie rührte sich nicht. Auch dann nicht, als Kara fest auftrat, um auf sich aufmerksam zu machen.
Erst neben der Liegestatt blieb sie stehen.
Sie beugte sich herab.
Während der Bewegung sah sie den hellen Fleck deutlicher werden. Es war das Gesicht der Frau, das in diesem Dämmerlicht glänzte wie kaltes Fett.
Und es war ohne Regung.
Wie das einer Toten!
Kara wollte es genauer wissen. Sie brauchte Licht, auch wenn ihr die starren Augen die Wahrheit sagten. Zudem mußte sie das finden, was sie ihrem Vater mitbringen sollte. Falls es nicht ein anderer - unter Umständen der Mörder - mitgenommen hatte, mußte es einfach in diesem Raum vorhanden sein.
Kara suchte und fand eine Ölleuchte.
Sie stieß mit dem Fuß dagegen. Metall kratzte über den harten Belag des Bodens, und Kara fand auch noch die Feuersteine, mit denen sie das Feuer entfachen konnte.
Sie schlug die Steine gegeneinander. Funken sprühten auf und das Öl fing Feuer. Dünne Flammen huschten in die Höhe, blaß und durchsichtig, aber sie reichten aus, um die nähere Umgebung der im Bett liegenden Frau sichtbar werden zu lassen.
Über dem Kopfende der Liegestatt stellte Kara die Schale ab. Das spärliche Licht erreichte auch das blasse Gesicht der Frau. Kara stellte mit einem Blick fest, daß Jinneth nicht mehr lebte. Jemand hatte sie brutal umgebracht. Blut klebte auf ihren Lippen und anderen Hautpartien. Es stammte aus einer Wunde an der Kehle, die von einem spitzen Gegenstand durchbohrt worden war. Trotz der dunklen

Hinterlassenschaft des Blutes kam Kara das Gesicht der Toten so unnatürlich bleich vor, die Haut erinnerte sie noch immer an das weiche Fett. Sie hatte Jinneth nicht gekannt. Da ihr Vater dieser Frau vertraut hatte, mußte sie ein guter Mensch gewesen sein. Es ging Kara jetzt darum, die Botschaft zu finden, die sie ihrem Vater hatte mitbringen wollen.

Sie drückte der Toten die Augen zu. Für einen Moment preßte sie hart die Lippen zusammen, atmete durch die Nase ein und stand auf. Noch einmal blickte sie auf die Leiche nieder, deren Umrisse im flackernden Licht verschwanden.

Dann drehte sie sich um, verließ aber noch nicht das Haus, denn die Botschaft war wichtig.

Trotzdem ging Kara bis zur Tür und schaute hinaus. Sie wollte sich die nähere Umgebung anschauen, auch wenn die Dunkelheit den kleinen Ort umschlossen hielt.

Es war still. Keine Stimmen waren zu hören, was auf eine menschliche Existenz hingewiesen hätte.

Diese Ansammlung von Häusern glich einem Dorf der Toten.

Kara wartete noch einige Sekunden, bis sie wieder in das Dunkel des Hauses eintauchte. Sie mußte die Botschaft finden, ihr Vater sollte nicht enttäuscht werden.

Die Frau dachte nach.

Sie wußte, daß Botschaften eingerollt würden. Man steckte sie in Hülsen, nachdem man die Botschaft auf besonders dafür geeignete Pflanzenblätter geschrieben hatte. Sie waren auch dementsprechend behandelt worden, und auch die Schreibflüssigkeit blieb lange erhalten.

Kara nahm die Öllampe in die Hand, als sie den kleinen Raum durchsuchte. Zum Glück hatte das Gefäß einen Griff, sie verbrannte sich nicht an der heißen Außenhaut die Hände.

Mit der Lampe in der Hand durchwanderte sie den Totenraum. Das blasse Licht der Flammen bewegte sich. Es leuchtete gegen Wände, es tanzte über den Boden, der aus Steinen und großen Lehmflecken dazwischen bestand, es erreichte auch die auf der Liegestatt liegende Tote, die keinen Hinweis mehr geben konnte.

Sehr schnell stellte Kara fest, daß auch der oder die Mörder das kleine Haus durchsucht hatten. Es war an kleinen Dingen zu erkennen. Mal stand ein Gefäß schief, mal war etwas umgefallen, dann sah sie auch einen schmutzigen Abdruck auf dem Boden.

Das alles wies darauf hin, daß Fremde diese Hütte betreten hatten. Und Kara gab nicht auf. Hinter einem schmalen Vorhang, der einen Durchlaß abdeckte, fand sie einen weiteren Raum. Dort standen Vorräte und Werkzeuge friedlich nebeneinander.

Sie bückte sich.

Spuren auf dem Boden zeigten ihr, daß auch dieser Raum durchsucht worden war.

Sosehr sich Kara auch anstrengte, sie fand nichts. Entweder hatten andere die Botschaft mitgenommen, oder aber sie war so gut versteckt gewesen, daß sie keiner finden konnte.

Kara gab nicht auf. Sie konnte keinen genauen Grund nennen. Sie verließ sich einfach auf ihr Gefühl. Sogar auf dem Boden kroch sie umher, und sie schaute auch unter die Liegestatt. Da war nichts, bis auf den Staub.

Also doch Pech?

Sehr langsam drückte sie sich in die Höhe. Es war der reine Zufall, daß ihr im blassen Licht der Ölleuchte die unten verrutschte dünne Decke der Toten auffiel. Und dort, wo sich die Füße abzeichneten, sah sie auch etwas anderes.

Genau erkennen konnte es Kara nicht. Sie hob sicherheitshalber die Decke an - und sah die Botschaft.

Sie lag quer über der Leiche und war durch die Decke zum Großteil verborgen. Eine graue Rolle, nicht sehr groß, doch handlich, so daß sie in den Gürtel gesteckt werden konnte.

Kara atmete auf.

Das war es. Sie hatte die Botschaft gefunden und würde sie ihrem Vater bringen können.

Einen letzten Blick warf sie auf die Tote, als sie mit leiser Stimme sagte: »Deine Furcht ist nicht umsonst gewesen, Jinneth. Ich freue mich für dich und auch für mich…«

Für einen Moment dachte sie auch an den Mörder und spürte eine kalte Wut in sich aufsteigen. Die alte, weise Frau war grundlos gestorben. Die andere Seite hatte nicht erreicht, was sie wollte. Vielleicht war Jinneth noch gequält und gefoltert worden, das Blut im Gesicht ließ zumindest darauf schließen.

»Wenn es geht, werde ich versuchen, dich zu rächen«, flüsterte Kara zum Abschied.

Jinneth konnte nicht mehr antworten, aber Kara würde ihrem Vater bei der Rückkehr alles genau erklären und berichten.

Man hatte sie gelehrt, vorsichtig zu sein, und das hatte sie nicht vergessen. Auch jetzt nicht, als sie das Haus verließ. Sie ging bis zur Tür, wo sie für einen Moment stehenblieb und nach draußen schaute. Es war inzwischen tiefe Nacht geworden. Äußerlich hatte sich auch nichts verändert, aber Kara war trotzdem vorsichtig geworden. Sie traute dem Frieden nicht. Er war einfach zu trügerisch.

Zudem wirbelte ihr die Warnung des Mannes noch immer durch den Kopf. Es gab in den Bergen zahlreiche Feinde, die den Menschen Böses wollten. Wenn sie sich auf den Weg machten, dauerte es nur kurze Zeit, bis sie ihr Ziel erreichten. Dann konnten sie über die Menschen

herfallen.
So war es auch jetzt.
Plötzlich sah Kara den Schatten.
Über ihr war er erschienen. Ein großes, flatterndes Etwas, und Kara dachte sofort an die schwarzen Vampire.
Sie hörte ein Fauchen, dann griff der Schatten an!

***

Daß ein Biß dieses Riesenvampirs für einen Menschen grauenhafte Folgen haben konnte, das hatte man Kara gesagt. Sie selbst hatte noch keinen Kontakt zu diesen fliegenden Monstren bekommen.
Jetzt sah sie diese Bestien zum erstenmal, und sie mußte feststellen, daß in den Beschreibungen nicht gelogen worden war.
Es waren Monstren.
Riesige Fledermäuse, die ähnlich aussahen wie die gefährlichen Stachelrosen, die stets auf Beute lauerten. Ihr Element war nicht das Wasser, sie segelten durch die Luft und konnten sich einem Feind lautlos nähern.
Kara tat das einzig Richtige.
Sie hechtete zu Boden, kaum daß sie den Schatten aus ihren Augenwinkeln gesehen hatte.
Als sie aufprallte und noch bevor sie sich umdrehen konnte, spürte sie, wie der Schatten über sie hinwegglitt. Dabei hörte sie ein Geräusch, das sie als Stimme einordnete. Es fauchte und quietschte zugleich, aber das kümmerte die Kämpferin nicht, die sich auf den Rücken gedreht hatte und in die Höhe schaute, bevor sie auf die Beine kam.
Es war nicht nur *ein* Schatten da, ein zweiter löste sich soeben von einem Hausdach, wo er gelauert hatte.
Sein Ziel war Kara.
Der erste Schatten hatte sich zurückgezogen, er mußte sich im Rücken der Frau befinden, die wieder auf den Füßen stand und mit einer glatten Bewegung ihr Schwert gezogen hatte.
Der schwarze Vampir rauschte heran. Er gehörte zu den Dienern des kleinen Magiers Myxin, der immer wieder versuchte, seinen Vampiren das Blut der Menschen zu geben.
Kara ließ ihn kommen.
Sie konzentrierte sich sogar auf sein Gesicht. Sie sah die winzigen Augen, sie entdeckte das Maul, und darin schimmerte das Weiße: die Blutzähne der Bestie.
Sie stieß herab.
Der schwarze Vampir flog keine Kurve. Auf direktem Weg ging er sein Ziel an. Er war gierig, er wollte das Blut, und Kara riß mit einer heftigen Bewegung das Schwert in die Höhe.

Der Vampir flog in die Klinge.
Kara spürte den Ruck, als die Waffe den Körper erwischte. Die Waffe jagte hindurch und schaute an der anderen Seite wieder hervor.
Sie hatte den schwarzen Vampir aufgespießt, der wild mit seinen Schwingen flatterte, als Kara sich mit ihm drehte, um ihn von der Waffe zu schleudern.
Sie spürte den Luftzug und ließ sich fallen.
Diesmal nicht schnell genug.
Krallen griffen in ihre Haare und klammerten sich dort fest. Ein böser Schmerz durchzuckte ihren Kopf, als sich die Krallen der Bestie regelrecht festbissen.
Kara ließ ihr Schwert fallen, um beide Hände frei zu haben. Sie schaute nicht hin, als der auf der Klinge steckende Vampir heftig mit den Schwingen schlug, wobei diese Bewegungen schon mehr den Todeszuckungen glichen. Die Frau riß die Arme hoch, sie schleuderte sie nach hinten, um über ihrem Kopf hinweg nach der blutraubenden Bestie fassen zu können. Noch hatte sie die Zähne nicht erwischt. Sie suchten sich weichere Teile eines Menschen aus, die Kopfhaut eignete sich nicht dafür.
Kara bekam die lederartige Haut zwischen die Finger und klammerte sich daran fest.
Dann zerrte sie daran, während sie zurücktaumelte. Ihre Schritte waren unsicher, sie hatte große Mühe, aber sie brachte es fertig, den großen Blutsauger von ihrem Kopf fernzuhalten. Die Riesenfledermaus bekam keine Chance zum Biß, und Kara gelang es, sie von sich wegzureißen, auch wenn ihr dabei einige Haarbüschel ausgerissen wurden.
Der schwarze Vampir prallte zu Boden.
Sie hörte ihn schreien. Die Augen glühten wie kleine Feuerlöscher. Kara wußte, daß sie noch nicht gewonnen hatte.
Sie suchte ihr Schwert. Es lag nicht mehr in der Nähe, sie hatte es fallen lassen und weggetaumelt, um sich dem Blutsauger zu stellen. Der wollte ihr Blut.
Es sah beinahe majestätisch aus, wie sich die Fledermaus vom Boden erhob und in die Dunkelheit hineinstieg. Beinahe lässig bewegte sie ihre Schwingen, und Kara wartete auf den nächsten Angriff, so zumindest sah es aus.
Irrtum.
Sie übernahm die Initiative.
Der schwarze Vampir befand sich noch im Steigflug, als sich Kara vom Fleck löste.
Sie rannte ihm entgegen. Es sah so aus, als wollte sie nach ihm greifen, aber das Gegenteil war der Fall. Kara griff nach dem Schwert, und der sich allmählich auflösende Körper des schwarzen Vampirs

rutschte von der Klinge.
Mit beiden Händen hielt Kara die Waffe fest und fuhr herum. Sie schwang die Waffe mit und stieß sie schräg in die Höhe, dem angreifenden Vampir entgegen.
Er hatte keine Chance. Von unten her jagte die Klinge schräg in seinen Körper. Er zuckte. Kara hörte einen Schrei, der fast menschlich klang. Sie sah, wie der Blutsauger auf der Klinge zappelte und mit den Schwingen um sich schlug.
Es war kein Zeichen mehr zum Angriff, es war bereits der Verlust an Energie, der ihn so handeln ließ.
Kara hielt die Waffe eisern fest, während sich ihr Mund zu einem breiten Grinsen verzogen hatte.
Der Vampir sah aus, als würde er auf der Klinge tanzen, sein weit geöffnetes Maul zuckte, und dann hatte ihn die böse Kraft verlassen.
Er rutschte von der Klinge, die Kara gesenkt hatte. Sie schleuderte ihn weg wie ein Stück Dreck.
Die blutsaugende Bestie glitt über den Boden. Eine Wand hielt sie auf. Dort blieb die riesige Fledermaus liegen, und Kara schaute zu, wie sie immer kleiner wurde, denn sie löste sich in Staub auf.
Geschafft!
Kara hatte keinen dritten Angreifer entdecken können und mußte sich einfach eine kleine Pause gönnen. Sie stützte sich auf ihr Schwert, den Kopf nach vorn gesenkt, und aus ihrem offenen Mund drang der keuchende Atem.
Zum erstenmal in ihrem Leben war sie direkt mit der anderen Seite in Verbindung getreten. Sie hatte erlebt, wie gnadenlos diese Blutsauger sein konnten, die auf Menschenjagd gingen. Die Skelette des Schwarzen Tods oder andere Ungeheuer, Diener der bösen Götter, die es immer wieder versuchten. Jetzt wußte sie auch, weshalb sich die Bewohner in ihre Häuser zurückgezogen hatten und im Dunkeln blieben. Sicher kannten sie die Zeiten, wenn die schwarzen Vampire kamen und auf der Suche nach Menschenblut waren, um sich zu ernähren.
Karas Blut hatten sie nicht bekommen. Sie hatten sich gewehrt, und sie dankte ihren Lehrern, die sie im Schwertkampf ausgebildet hatten. Sie war für das Leben gerüstet.
Kara ging dorthin, wo die beiden Fledermäuse lagen. Sie fand nur mehr Reste. Die großen Körper waren geschrumpft. Teile von ihnen hatten sich aufgelöst, und in die Reste trat Kara hinein, wobei sie das leise Knirschen hörte.
Sie war etwas irritiert, als nicht weit von ihr entfernt ein heller Schein flackerte. Es war ein unruhiges Licht, das aus einem der Fensterlöcher fiel. Das Licht bewegte sich, es verschwand, es kehrte zurück und tanzte noch stärker, weil es im Freien vom Wind erfaßt

wurde. Kara kannte den Mann, der die Ölleuchte mit beiden Händen trug und vor ihr stehen blieb.

»Du hast sie besiegt«, sagte er mit einer Stimme, in der Respekt mitschwang.

»Ja, und du hast mich gewarnt - danke.«

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben zu danken. Sie hätten sicherlich Blut gefunden.«

»Warum wehrt ihr euch nicht?«

»Wenn das so einfach wäre.«

Kara hob ihr Schwert an. »Damit könnt ihr es schaffen.«

Der Mann ließ einen Blick über die Klinge gleiten. »Das denke ich auch«, murmelte er, »aber es gibt Menschen, die könnten nicht so gut kämpfen wie du. Wir sind Bauern und Handwerker. Wir haben versucht, das Land urbar zu machen, und wir wollen uns nicht vertreiben lassen. So warten viele in der Nacht auf den schwarzen Schrecken, aber sie warten auch darauf, daß er vorbeigeht.«

Kara nickte. »Das ist in dieser Nacht geschehen. Oder glaubst du, daß andere kommen werden?«

»Nein, das denke ich nicht.«

»Dann sag den anderen Bescheid, wie sie zu vernichten sind. Das wird ihnen Mut geben.«

»Ich hoffe es.« Der Mann ging noch dorthin, wo die Reste lagen. Er schaute sie sich an, und Kara hörte, wie er mit sich selbst sprach. Sie dachte bereits an die Rückkehr und wollte nicht warten, bis der neue Tag angebrochen war.

Zwar hatte sich ihr Pferd nicht sehr lange ausruhen können, aber sie würde noch auf dem Rückweg mehrmals Rast einlegen. Für diese Strecke konnte sie sich Zeit nehmen, und sie freute sich am meisten darüber, daß sie Jinneths Botschaft erhalten hatte.

Der Mann verschwand wieder in seinem Haus.

Kara ging in die andere Richtung. Sie mußte an die Rückseite gelangen, wo das Pferd auf sie wartete. Sie kannte das Tier. Es würde nicht weglaufen, auch wenn sie es nicht angepflockt hatte. Das Pferd gehorchte ihr aufs Wort.

Bevor sie die Stelle noch erreichte, fiel ihr etwas auf. Und zwar so stark, daß sie ihren Weg nicht mehr fortsetzte, stehenblieb und anfing zu schnuppern.

Ein Geruch hatte sie gestört und irritiert.

Wie unsichtbarer Nebel trieb er ihr entgegen. Er roch und schmeckte nach Blut. Nach frischem Blut…

Plötzlich ging sie schneller, erreichte genau die Stelle, wo sie das Pferd zurückgelassen hatte, hörte das Summen der Fliegen und sah gleichzeitig den helleren Gegenstand auf dem Boden.

Da lag ihr Pferd.

Das Blut breitete sich um den Kadaver herum aus wie ein See. Wer immer es getötet hatte, er hatte das Tier regelrecht geschlachtet…

***

Kara wußte nicht, was sie denken konnte. Zum erstenmal seit langer Zeit war sie völlig wehrlos. Sie stand da, ohne sich zu rühren. Sie spürte Schmerzen im Kopf, im Körper, was allein am Schock und an der plötzlichen Trauer lag, die sie überflutet hatten. In ihre Augen war das Tränenwasser gestiegen, und sie wehrte sich nicht dagegen, denn sie hatte ihr Tier geliebt.

Kara wußte nicht, wie lange sie reglos auf dem Fleck gestanden hatte. Irgendwann setzte sie sich in Bewegung und schlurfte mit schweren Schritten auf den Kadaver zu.

Der Mund und ihre Wangen zuckten, obwohl sie die Lippen zusammengepreßt hielt. Schweiß bedeckte die Handflächen ebenso wie das Gesicht. Ihr Blick war nach innen gerichtet. Zugleich spürte sie den Zorn und die Wut in sich hochsteigen.

Wer war so hinterlistig und brutal und tötete ein Tier, das ihm nichts getan hatte?

Kara wußte es nicht. Eines stand allerdings für sie fest. Einer der schwarzen Vampire war es nicht gewesen.

Man hatte das Tier am Hals erwischt. Und zwar so stark, daß der Kopf nur mehr an dünnen Sehnen mit dem Körper verbunden war. Das Blut sah aus wie ein roter Schal, und Kara konnte einen Blick auf die gebrochenen Augen des Tieres erhaschen. Es kam ihr vor, als hätte sie das Pferd im letzten Augenblick um Hilfe anflehen wollen. Aber sie war nicht gekommen, sie hatte nicht kommen können, da sie ihr eigenes Leben hatte verteidigen müssen.

Dennoch machte sie sich Vorwürfe, und ihre Hände krampften sich zusammen, als wollte sie den Griff einer Waffe umklammern. Sie schüttelte den Kopf, und sie begriff einfach nicht, wie ein Mensch dermaßen brutal und grausam sein konnte.

Wer hatte es getan?

Sicherlich keiner der Bewohner. Es mußte einen anderen Feind geben, der in diesem Ort auf sie lauerte.

Als sie sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, gelang es ihr, sich vom Anblick des toten Tieres zu lösen. Sie drehte sich sehr langsam um und versuchte, die Dunkelheit mit Blicken zu durchdringen.

War da jemand?

Kara lauschte in die Dunkelheit hinein. Sie wurde einfach das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Im Dunkeln lauerte der Feind und schaute zu, wie sie reagierte.

Ein Geräusch!

Leise nur, dann etwas lauter, auch leicht knirschend. Es war in der Nähe des Hauses aufgeklungen, und Kara, die sich von dem toten Tier entfernte, sah, daß sich an der Hauswand ein Schatten bewegte.

Ein menschlicher Schatten.

Sie hielt den Atem an.

Automatisch umklammerte sie den Griff des Schwertes noch härter. Sie war darauf gefaßt, mit diesem Unbekannten zu kämpfen, der ihrer Meinung nach der Mörder ihres Pferdes war.

Die Schritte nahmen an Deutlichkeit zu. Die Gestalt kam näher. Sie war hochgewachsen und blond, wie Kara erkennen konnte.

Dann blieb sie stehen.

Kara wartete.

Sie hörte eine Stimme.

Flüsternd, aber trotzdem deutlich zu verstehen. Und was diese Stimme sagte, ließ einen eisigen Stein in ihrem Magen entstehen.

»Hallo, Schwester…«

***

Schwester?

Kara hatte keine Schwester, aber sie kannte eine Person, die mal als ihre Schwester ausgegeben worden war. Die sie zuletzt auf einer Toteninsel gesehen hatte, die auch einer unschuldigen Katze den Hals umgedreht hatte, und plötzlich wußte sie, wer ihr Pferd ermordet hatte.

»Du sagst nichts?« höhnte Roya.

Nein, Kara sagte nichts. Sie konnte nichts sagen. Zu viele Gedanken jagten durch ihren Kopf. Von der Insel her hatte Roya sie entkommen lassen, allerdings mit der Warnung, ihr nicht mehr in die Quere zu kommen, denn sie wollte sich ihr Leben aufbauen, und das würde anders verlaufen als Karas.

Sie mußte auch die alte Jinneth getötet haben. Sie war dabei, eine große Dienerin der mächtigen Götter zu werden, und sie fühlte sich unter dem Zugriff des Bösen mehr als wohl.

Das Haar trug sie jetzt offen. Es hing zu beiden Seiten des Kopfes herab, und zwischen ihren hellen Locken sah das Gesicht aus wie eine steinerne Fratze.

Nichts regte sich darin. Die Lippen bildeten einen Strich, und die Augen sahen aus wie kalte Steine.

Kara fühlte etwas von dieser Erbarmungslosigkeit, die eine Person wie Roya ausstrahlte, und sie konnte sich vorstellen, daß Roya gekommen war, um endgültig abzurechnen.

Die Blonde sprach zu ihr wie eine Mutter zu ihrem kleinen Kind, das ungehorsam gewesen war.

»Warum bist du gekommen, Kara? Warum bist du hergekommen? Du

hättest in deiner Stadt bleiben sollen, bei deinem Vater, der dir doch so viel wert ist. Aber du hast es nicht getan, du mußtest deinen Kopf durchsetzen - Pech für dich.«

Kara hatte den Schock ein wenig überwunden, und sie hatte auch ihre Sprache wiedergefunden.

»Was tust du hier, Roya? Was willst du hier in diesem Ort?«

»Es ist meine Welt.«

»Wirklich? Töten…?«

»Auch das.«

»Dann hast du die alte Frau ermordet?«

»Ich gebe es zu.«

»Warum?«

»Sie war gefährlich, Kara. Sie stand auf der falschen Seite, das war mir bekannt. Sie hat versucht, die Menschen hier aufzuwiegeln. Die hat mich gesehen, ich habe mit ihr gesprochen, und sie ahnte, warum ich gekommen war.«

»Warum denn?«

»Ich werde zu den anderen gehen. Dort ist meine Welt. Ich werde mich den Kräften in den Bergen anschließen, denn sie sind diejenigen, zu denen ich mich hingezogen fühle. Jeder muß sich entscheiden, um seinen Weg zu gehen. Du hast dich entschieden, ich ebenfalls.«

»Und mein Pferd? Was hat es dir getan…?«

»Nichts.«

»Dann hättest du es nicht zu töten brauchen.«

»Doch, meine Liebe, doch. Ich mußte es töten, denn ich wollte dir den Rückweg verbauen.«

Kara wußte nun, wie die Sache enden würde. Sie, Kara, sollte an diesen Ort gefesselt bleiben, um hier ihr Grab zu finden.

Ihr wurde kalt bei soviel Rücksichtslosigkeit und Brutalität der anderen Person, die sich früher nie gewehrt hatte, als man sie als Karas Schwester bezeichnete.

Das war sie nicht.

Sie war zu einer Feindin, zu einer Todfeindin geworden, und es würde ihr nichts ausmachen, Kara zu töten, denn ihre Waffe beherrschte sie traumhaft sicher.

Auf der Insel hatte sie ihr noch einmal eine Chance gegeben und ihr geholfen, aus den Resten des Schiffes ein Floß zu bauen. Mit dem war sie dann geflohen und auch durch die gefährlichen Untiefen der Klippen gelangt. Sie war dann von anderen Seefahrern gefunden und an Bord genommen worden. Das lag zurück, aber die Warnung hatte sie nicht vergessen. Die nächste Begegnung, die dritte, würde tödlich verlaufen.

»Du haßt mich, nicht wahr?«

Roya nickte.

»Warum? Was habe ich dir getan?«

»Du nicht viel. Es war das Umfeld, das ich bei euch erlebt habe. Dieses Tun, diese Menschlichkeit, die mir überhaupt nicht gefiel. Alles war nur darauf ausgerichtet, den Menschen zu helfen und ihnen den Mut zu geben, um ihr Leben...«

»Ist das denn etwas Schlechtes?«

»Ich sehe es anders.«

»Das kann man nicht. Wer mehr hat, so wie mein Vater, der muß von diesem Mehr etwas abgeben. Ob es nun etwas von seinem Wohlstand ist oder geistige Güter sind. Ich bin so erzogen worden, und ich werde mein ganzes Leben über so denken.«

»Wie du gedacht hast, ist mir egal.« Royas Stimme klang jetzt böse. »Ich jedenfalls habe einen derartigen Weg gehaßt. Ich denke an mich, ich will leben, ich will die Macht, und ich sage dir, daß ich auch dazu fähig bin, die Macht in meine Hände zu bekommen. Alles andere interessiert mich nicht. Du hättest auch dein Leben so weiterführen können, wie du es dir vorgestellt hast, aber du hast einen Fehler begangen, denn unsere Wege haben sich wieder gekreuzt. Wenn ich jetzt keinen Schluß mache, werden sie sich immer und immer wieder kreuzen, und das genau ist es, was ich nicht will, Kara.«

»Ja, das habe ich gehört.«

»Deshalb werde ich dich hier sterben lassen, aber ich gebe dir eine Chance, weil wir einmal für eine gewisse Zeit zusammengelebt haben. Du kannst dein Schwert nehmen und gegen mich kämpfen. Der Sieger des Kampfes wird überleben und sich auch weiterhin in diesem Land wohl fühlen.«

Kara dachte nach.

Sie wußte genau, daß sie im Kampf mit dem Schwert gut war. Aber war sie auch gut genug für Roya? Diese Person hatte nicht, wie Kara, nur geübt. Sie gehörte zu denen, die durch die Klinge ihrer Waffe schon zahlreiche Menschen umgebracht hatte, davon ging Kara einfach aus. Sie war böse, brutal und finster entschlossen, auch das letzte Hindernis aus dem Weg zu räumen. Und sie hatte sich der Umgebung angepaßt. Roya trug unauffällige Kleidung. Ein helles Oberteil und dünne Beinkleider. Ähnlich war auch Kara gekleidet, die sich auf das Gesicht ihrer Feindin konzentrierte und dort das Lächeln sah.

Es war das Lächeln der Siegerin. Ja, diese Person wußte genau, daß sie siegen würde. Nichts konnte sie mehr davon abhalten. In ihren Augen funkelte der Wille zum Tod. Sie wollte Kara auf dem Boden liegen sehen und zuschauen, wie sich deren Blut mit dem Staub der Erde mischte.

»Was ist?«

Kara nickte. »Ja, ich werde gegen dich kämpfen.«

Roya lachte sie scharf an. »Das habe ich auch von dir erwartet. Zudem bleibt dir nichts anderes übrig, sonst hätte ich dich getötet. So einfach ist das.«

Kara nickte zurück.

Sie nickte dabei und bekam mit, wie Roya eine locker wirkende Kampfhaltung einnahm. So reagierte nur jemand, der sich seiner Sache sicher war.

»Und jetzt?« rief sie.

Dann griff sie an!

***

Roya war schnell!

Obwohl Kara sich auf diese Attacke hatte vorbereiten können, wurde sie etwas überrascht. Die Blonde flog förmlich auf sie zu, und ihr Schwert machte diesen Flug mit.

Es hätte Kara erwischt. Die aber stemmte ihre Waffe hoch, und sie hörte das harte Klirren, als beide Waffen aufeinanderprallten und eine erste Funkenspur wie ein bläulicher Schweif durch die Dunkelheit flirrte.

Der Schlag war so wuchtig geführt worden, daß es Kara auf den Boden warf. Sie landete auf dem Rücken, eine ungünstige Ausgangsposition, und sie hörte Roya lachen.

Wahrscheinlich war es die Vorfreude auf den Todesstoß.

Plötzlich erwachte der Kampfwille auch in Kara. Sie wollte und mußte überleben, sie wollte sich nicht so einfach abschlachten lassen, wie Roya es mit dem Pferd getan hatte. Und sie freute sich, daß die Blonde so siegessicher war.

Zu einem zweiten Hieb kam Roya nur im Ansatz. Bevor die Klinge nach unten rasen konnte, hatte Kara ihre Beine vorschnellen lassen und den Fuß um den rechten Knöchel der anderen gehakt.

Das war für sie nicht auszugleichen.

Der plötzliche Ruck ließ auch Roya taumeln. Sie fand überhaupt keinen Halt und landete am Boden.

Aus ihrem Mund drangen Schreie. Schnell rollte sie sich herum und kam auf die Füße.

Aber auch Kara stand bereits - und sie griff an.

Sie schlug so zu, wie es ihr der Lehrmeister beigebracht hatte. Mit beiden Händen die Waffe haltend, führte sie die Streiche kreuz und quer. Immer wieder traf sie die andere Klinge, die Roya mit dem Geschick einer wahren Meisterin führte, und das helle Klingen war die entsprechende Begleitmusik der Kämpfenden.

Keine gab auf.

Kara fühlte sich wie unter einer Droge stehend. Keine Erschöpfung. Je länger der Kampf dauerte, um so größer war die Kraft, die in ihr

hochströmte.

Niemand hätte sagen können, wer diesen mörderischen Kampf gewann. Es ging hin und her. Die Klingen prallten zusammen, oft genug huschten Funkenbahnen durch die Finsternis, aber die weit ausgeholten Bogenschläge kosteten viel Kraft.

Das spürte Kara besonders, die nicht so geübt war im Kampf wie ihre Gegnerin.

Die Arme wurden ihr schwer.

Sie keuchte immer stärker.

Schweiß rann in Strömen über ihr Gesicht.

Und sie hörte das Knurren ihrer Gegnerin, die zu einem wilden, töten wollenden Raubtier geworden war, das sich immer näher an die Beute heranarbeitete und Kara dabei weiter zurücktrieb. Über den Tierkadaver waren beide längst hinweggesprungen. Kara bewegte sich auf die Hauswand zu, prallte mit dem Rücken dagegen und hörte erneut das wilde Knurren.

Roya holte aus - zum letzten Schlag, als Kara sich noch einmal zusammenriß. Wie ein langer Strahl huschte ihre Klinge waagerecht auf die Blonde zu. Sie hätte den Körper in der Mitte erwischt, aber im letzten Augenblick wich Roya zurück.

Die Klinge fehlte.

Roya führte den Streich. Schräg nach unten sauste ihr Schwert, mit einer derartigen Wucht geschlagen, daß Kara ihre Klinge unweigerlich verloren hätte.

Zum Glück erwischte das andere Schwert sie nicht voll. An der Spitze rutschte sie ab und bohrte sich in den Boden.

Die kurze Pause, bis Roya die Waffe herausgezogen hatte, nutzte Kara nicht konsequent aus.

Sie wollte nur weg von der Hauswand und einen freien Rücken haben. Deshalb drehte sie sich zur Seite und hastete davon, während Roya wütend aufschrie, aber rasch die Verfolgung aufnahm.

»Du entkommst mir nicht!« brüllte sie.

Da aber befand sich Kara bereits auf der Straße und hörte Royas Stimme an den Wänden der Häuser entlangschallen.

Sie hatte sich etwas ausruhen können, stand in der Mitte und schnappte nach Luft.

Roya kam.

Beide Waffen glänzten in der Finsternis. Am Himmel leuchtete das kalte Licht der Sterne, als wollte es den beiden Personen einen letzten Totenglanz verleihen.

Geschmeidig bewegte sich Roya vor.

Kara mußte zugeben, daß man ihr die Anstrengungen des Kampfes kaum ansah. Zwar atmete auch sie schwerer, aber der Ausdruck in den Augen zeugte von einem unbeugsamen Willen, die Gegnerin zu

vernichten.
Sie wollte den Tod!
Und Roya kam.
Kara erwartete sie.
Die ersten Streiche wehrte sie ab. Sie waren noch so wuchtig geführt worden wie zu Beginn, das stellte Kara sofort fest, als die beiden Waffen aufeinandertrafen. Kara konnte nicht dagegen halten.
Wollte sie überleben, dann nicht allein durch Kraft, sondern mehr durch Schlauheit. Dann mußte sie weg, sich irgend etwas einfallen lassen, und Kara fand einen Ausweg. Sie drehte sich und huschte in eine schmale Gasse zwischen zwei Bauten hinein.
Sie rannte hindurch. Dabei drehte sie Roya den Rücken zu und fürchtete sich davor, daß ihr Roya die Klinge in den ungedeckten Körper schleuderte.
Das geschah nicht.
Roya wollte es wohl anders haben und trieb Kara am Ende der Gasse nach links, wo weniger Häuser standen und dafür kleine Felsen wie Buckel aus dem Boden ragten. Nicht weit entfernt erstreckte sich ein Gemäuer.
Dort huschte Kara hin.
Und dort mußte sie sich auch stellen, denn die Zeit, die Mauer zu überklettern, hatte sie nicht. Sie hatte sich selbst in eine gefährliche Lage gebracht, drehte sich um, jetzt die Steine und auch die Mauer im Rücken, aber Roya vor ihr.
Die Blonde grinste bissig.
»So!« flüsterte sie. »Hier ist dein Weg zu Ende, Kara. Hier wirst du dein Leben lassen, Schwester.«
Besonders das letzte Wort sprach sie bissig aus, aber voll des Sieges.
Dann kam sie.
Und sie schlug zu.
Kara staunte, wie schnell und locker Roya ihre Waffe noch bewegte. Auch ein Zeichen dafür, wie oft sie schon gekämpft hatte. Es gab für Kara keinen Ausweg, das stand fest. Sie konnte nicht mehr zurück, die Felsen versperrten ihr den Weg, sie mußte sich einfach stellen.
Die ersten Schläge prasselten auf sie nieder. Klinge gegen Klinge. Kara spürte die Wucht, die hinter diesen Treffern lag. Daß sie ihre Waffe überhaupt halten konnte, glich einem kleinen Wunder. Sie wehrte mit dem Mut der Verzweiflung ab, zu mehr kam sie nicht.
Das Klingen des Stahls schrillte in ihren Ohren. Der Tod schrie bereits nach ihr.
Roya stieß erneut zu.
Kara erwartete den alles verzehrenden Schmerz, dem der Tod folgte, doch der trat nicht ein. Roya hatte nicht getroffen, denn Kara war es trotz allem gelungen, sich zu bewegen. In einem Reflex, der allein

durch den Überlebenswillen diktiert wurde, war sie zur Seite gewichen. Die Schwertspitze hatte sie verfehlt, sie war gegen den Felsen geprallt und von dort abgerutscht, aber von Kara aus gesehen nach links hin. Die Frau wurde an der Hüfte getroffen.

Da spürte sie den Schmerz, da quoll das Blut. Darum kümmerte sie sich nicht, denn sie hatte etwas anderes gesehen.

Roya war nicht unbesiegbar. Sie hatte zwar mit dem Schwert getroffen, aber in der Hauptsache einen harten Stein.

Das Schwert brach nicht, aber er brachte einen so starken Gegendruck, daß Roya die Waffe aus der Hand geprellt wurde.

Roya verlor die Übersicht, griff zwar nach ihrer Waffe, verfehlte aber den Griff und stand plötzlich ohne Schwert da.

Im Gegensatz zu Kara.

Die hielt ihr Schwert fest, hatte aber Mühe zu begreifen, und erst nach einigen Sekunden wälzte sie sich herum, sah, welche Chance ihr das Schicksal in die Hand gegeben hatte, und schlug mit der flachen Seite der Klinge zu.

Roya erwischte der Schlag in den Rücken. Sie taumelte an den Felsen entlang, sie schrie dabei auf, stolperte und fiel bäuchlings zu Boden, wo sie liegenblieb, ebenfalls erschöpft.

Auch wenn Kara fast das Ende ihrer Kräfte erreicht hatte, war plötzlich der Siegeswille in ihr hochgeschossen, sie wollte nicht sterben, und sie schwang trotz der blutenden Verletzung ihren Körper herum. Hoch führte sie das Schwert, bevor es in einem Boden nach unten glitt und ein Ziel fand.

Es war der Nacken der Blonden!

Kara zitterte so stark, daß sie ihre Waffe nicht ruhig halten konnte. Deshalb zuckte die Spitze über die Haut der anderen hinweg und hinterließ dort eine kleine Wunde, die aussah wie ein zittriger roter Streifen.

Aus Karas Mund drang kein einziges Wort. Sie war im Moment nicht in der Lage zu sprechen. Zudem brauchte sie es auch nicht, denn Roya wußte, wie es um sie stand.

Flach lag sie auf dem welligen Felsboden, die Schwertspitze im Nacken. Sie hörte Karas Fauchen, und sie wartete auf den tödlichen Stoß.

Mit diesem Vorsatz hatte Kara zumindest gedanklich gespielt. Es war so einfach. Sie brauchte die Klinge nur der anderen in den Hals zu bohren.

Sie tat es nicht.

Sie war keine Mörderin.

Was ihr in den folgenden Sekunden durch den Kopf schoß, das wußte sie nicht genau. Aber es waren Dinge und Regeln, die Delios ihr beigebracht hatte.

Dazu gehörte unter anderem, das Leben des anderen so gut wie möglich zu schonen, auch wenn es der Feind war. Das Leben mußte also höchstes Gut über alles gestellt werden.

So auch hier.

Roya hatte sie töten wollen, und sie hätte auch keine Gnade gekannt, aber die Dinge hatten sich gedreht, jetzt war Kara an der Reihe. Sie fühlte sich auch wieder in der Lage zu reden, und sie sprach ihre Feindin an, die hoffentlich jedes Wort hörte.

»Du hast es nicht geschafft. Dein Haß mag auch noch so groß gewesen sein, ich bin letztendlich stärker gewesen. Mein Schwert steht auf deinem Nacken, ich brauche nur die Klinge nach unten zu drücken, und du wirst an deinem eigenen Blut ersticken.«

»Dann tu es doch!«

Kara war überrascht. »Meinst du das ehrlich?«

»Ja. Ich habe verloren.«

»So hättest du reagiert, aber ich bin nicht du. Ich werde dir das Leben schenken, doch ich will, daß du mir nie mehr unter die Augen trittst. Noch einmal lasse ich nicht Gnade vor Recht ergehen, das verspreche ich dir hoch und heilig.«

Roya schwieg.

Und Kara lächelte eisig. Wahrscheinlich konnte die andere nicht begreifen, daß jemand wie ein Mensch handelte und nicht wie ein beutegieriges Tier. Darüber dachte Kara nicht länger nach, sie zog das Schwert zurück und befahl der anderen, sich zu erheben.

Roya zögerte noch.

»Steh auf!«

Endlich bewegte sich die Blonde. Schwerfällig kam sie auf die Beine, den Kopf zur Seite gedreht.

Dann stützte sie sich an der schrägen, leicht glatten Felswand ab, schüttelte den Kopf und stand endlich. Aus der kleinen Wunde am Nacken rieselte das Blut und hatte einen zittrigen Streifen hinterlassen.

Roya torkelte zwei Schritte nach vorn, bis sie den Befehl vernahm, sich umzudrehen.

Das tat sie auch.

Beide Frauen schauten sich an.

Kara war jetzt bewaffnet, die andere nicht. Und sie starrte auf die Klinge, deren Spitze auf ihr Herz wies. Sie konnte sich vorstellen, wie leicht es Kara fiel, das Schwert nach vorn zu stoßen und die Klinge in die Brust zu rammen.

Roya grinste verzerrt. »Noch hast du die Chance. Denk daran, vielleicht wirst du es irgendwann einmal bereuen, daß du mich hast laufenlassen.« Sie breitete die Arme aus. »Los, tu es!«

Und Kara tat es.

Sie bewegte ihr Schwert und sah in diesem Moment zum erstenmal die blanke Furcht in den Augen ihrer angeblichen Schwester. Roya rechnete mit dem Tod, aber Kara verstand es, die schwere Waffe trotz allem noch geschickt zu führen.

Sie schlug gegen den Kopf der Blonden!

Die flache Seite hatte abermals getroffen, und Roya fiel um wie ein gefällter Baum.

Auf der Erde blieb sie bewegungslos liegen. Kara stand neben ihr, auf das Schwert gestützt, schaute auf den Rücken der anderen und stellte fest, daß sie allmählich anfing, sich wieder zu beruhigen.

Der Schrecken des Kampfes verschwand. Sie kam wieder zu sich, und sie machte sich auch jetzt keinen Vorwurf, die andere am Leben gelassen zu haben. Es widersprach einfach ihrer Einstellung, grundlos zu töten. Sie hatte sich nicht mehr in Lebensgefahr befunden.

Kara wußte nicht, wie lange Roya bewußtlos auf dem Boden liegen bleiben würde. Aber lange genug, um aus dieser Stadt zu verschwinden. Nur mußte sie sich ein neues Reittier besorgen.

War es Einbildung, oder hörte sie tatsächlich das Klappern der Hufe in ihrer Nähe?

Nein, es war keine Einbildung, denn aus dem Schatten der Gasse erschienen zwei Gestalten.

Es war der ihr schon bekannte Mann, der sie gewarnt hatte. Jetzt führte er ein Pferd am Zügel und kam damit auf Kara zu. Er lächelte sie an, als er stehenblieb.

»Ich habe es gesehen, und ich habe auch gehört, wie du dich ihr gegenüber verhalten hast. Du bist sehr nobel gewesen, obwohl sie dich hatte töten wollen. Ich weiß, daß deine Aufgabe hier erfüllt ist und du reiten willst. Dein Tier wurde getötet, deshalb möchte ich dir meines überlassen. Es ist nicht so edel, wie es dein Pferd gewesen ist, aber es ist ausdauernd, und er wird dich ebenfalls zurück in deine Heimat bringen.«

Kara war über so viel Güte sprachlos geworden. Sie hatte einen mörderischen Kampf hinter sich.

Für sie hatte die Welt nur aus Tod und Schrecken bestanden, und jetzt trat dieser Mann in diese Welt wie ein Sonnenstrahl in die Nacht.

»Das kann ich doch nicht annehmen…«

»Du mußt es. Ich glaube fest daran, daß es für uns und die Zukunft wichtig ist. Jemand wie du muß am Leben bleiben. Du bist eine Person, die anderen Kraft geben kann, und das ist in einer Welt wie dieser eben bitter nötig.«

»Mag sein, aber…«

»Bitte keinen Widerspruch! Nimm das Tier. Irgendwann kannst du es mir ja zurückgeben.«

Kara nickte. »Das werde ich.«

Der Mann, dessen Namen sie nicht mal wußte, drückte ihr die Zügel in die Hände. »Sitz auf und reite…«

Kara ließ sich nicht mehr bitten. Sie schwang sich auf den ungesattelten Pferderücken und ritt davon.

Sehr bald hatte die Nacht sie verschluckt…

***

Obwohl Kara eigentlich eine Pause gebraucht hätte, ritt sie tiefer hinein in das öde Land und lauschte dem Klappern der Hufe auf dem harten Gestein.

Das Licht wechselte.

Es gab Momente, wo der Wind die Wolkendecke aufriß, so daß große, freie Flächen entstanden, die aussahen wie dunkel poliertes Metall, auf dem sich der kalte Glanz der Sterne abzeichnete.

Dann wieder rückten die Wolken näher zusammen und verwehrten der einsamen Reiterin den Blick gegen den Himmel. Aber sie mußte weiter, sie konnte sich keine Pause erlauben, und das öde Land schluckte sie wie ein gewaltiger Schlund.

Es war trocken, es gab kein Wasser. Ihr Mund verglich sie mit einem Wüstenloch, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie so schnell geritten war und sich keinen Proviant aus ihren Satteltaschen geholt hatte. Aber sie würde es überleben. Dieser letzte Kampf hatte sie hart und zäh gemacht.

Allmählich verließ sie die höher gelegenen Gegenden und erreichte eine gewaltige Talschüssel, die bei Wind in einem Meer von Staub gebadet wurde.

Kara konnte sich im Sternenlicht orientieren. Sie sah Schatten und mit Steinen gefüllte Inseln. Ihr Reittier war müder geworden und Kara war klar, daß sie dem Tier eine Pause gönnen mußte.

Sie selbst würde nicht ruhen oder schlafen können. Dazu war sie viel zu aufgeregt.

Kara wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, aber sie hielt das Tier an, als sie ungefähr die Mitte der Talschüssel erreicht hatte. Dort lagen Steine, die wie Sitzbänke wirkten, und Kara nahm diese Einladung gern an. Sie stieg vom Pferd, tätschelte es und ließ sich auf einem der Steine nieder. Ein etwas verloren wirkendes Lächeln umspielte ihren Mund. Sie dachte daran, daß beide, sie und das Tier unbedingt Wasser brauchten, doch bei dem spärlichen Licht war nichts zu finden.

Die Erschöpfung hatte Kara schwach gemacht. Sie sackte in sich zusammen und schief auf dem Stein ein.

Träume plagten sie.

Monströse Wesen erschienen ihr, die angriffen. Schreckliche Dämonen jagten aus der Luft auf sie zu, griffen sie an, und Kara sah sich im Mittelpunkt einer von Leichen übersäten Gegend, dabei mit

zwei Schwestern zugleich kämpfend, von deren Klinge bei jeder Bewegung Blutstropfen wegflogen und gegen sie klatschten.

Tatsächlich wurde sie von Tropfen erwischt.

Etwas fuhr naß und klebrig in ihr Gesicht. Gleichzeitig hörte sie ein schrilles Geräusch.

Da hatte jemand gewiehert.

Wer?

Ihr Pferd!

Plötzlich war sie hellwach, öffnete die Augen und sah die Zunge des Tieres, die gegen ihr Gesicht fuhr. Es waren also keine Tropfen gewesen, die Zunge hatte sie berührt und ihre Träume dermaßen verändert.

Warum? Was war geschehen?

Im Moment war sie noch durcheinander und bekam nur mit, wie das Tier trampelnd und wiehernd zurücktrat und dabei den Kopf schüttelte.

Für Kara stand plötzlich fest, daß sich ihr eine gewisse Gefahr näherte oder schon da war.

Aber wo?

Sie hatte ihre entspannte Haltung verändert. Für einen Moment blieb sie starr hocken, dann stand sie auf, denn stehend konnte sie besser sehen, und sie mußte die Umgebung im Auge behalten.

Noch immer lag die tiefe Nacht über der Landschaft. Es hatte sich auch nichts verändert. Abgesehen von ihrem Pferd bewegte sich in der sichtbaren Nähe nichts.

Aber Kara war mißtrauisch. Das Tier hatte sie nicht grundlos geweckt, und auch jetzt zeigte es sich keineswegs beruhigt, denn es stampfte auf der Stelle, daß die Eisen auf den Steinen Funken sprühten.

Das Pferd bewegte hektisch den Kopf. Es warf ihn zurück in den Nacken, das Maul war dem Nachthimmel zugewandt, als wollte es Kara ein Zeichen geben.

Sie schaute auch nach oben.

Und sah die Gestalten!

Im ersten Moment hielt sie sie für Wolkenfetzen, keinesfalls für die schwarzen Vampire, aber der nächste Blick zeigte ihr, wer da oben seine Kreise zog und nicht mal sehr weit vom Erdboden entfernt war.

Es waren die Skelette des Schwarzen Tods, auf den Rücken ihrer urwelthaften Tiere. Kara hatte bisher noch nichts mit ihnen zu tun gehabt. Sie wußte allerdings, wer sie waren, und sie konnte sich vorstellen, daß Roya mit ihnen in Verbindung stand und sie der Siegerin nachgeschickt hatte.

Gegen die Vampire hatte sie gewonnen, doch die jetzt über den Himmel hinwegfliegenden Gestalten bereiteten ihr Angst.

Es waren zudem nicht nur zwei, sondern mehrere. In einer Gruppe flogen sie ihre Kreise und sanken dabei immer tiefer, so daß Kara die Gelegenheit bekam, sie besser zu erkennen.

Sie hockten auf den Vögeln oder Flugsauriern, die ihre langen Schnäbel nach unten gerichtet hatten, als wollten sie damit gleich den Boden aufhacken.

Die schwarzen Skelette waren mit Lanzen bewaffnet. Kara konnte sich vorstellen, daß sie diese Waffe auch einsetzten.

Also wieder Kampf!

Sie stöhnte auf, als sie ihr Schwert aus der Scheide zog und es mit beiden Händen festhielt. Noch waren ihre Arme von der letzten, gewaltigen Auseinandersetzung lahm, aber Kara wußte, daß es für sie keinen anderen Ausweg gab. Die Skelette des Schwarzen Tods waren bestimmt nicht erschienen, um sie locker zu begrüßen, nein, sie wollten das Opfer.

Kara wartete.

Sie sanken.

Vier hatte sie inzwischen gezählt. Die doppelte Menge der schwarzen Vampire. Und Kara wußte auch, daß sie als Einzelperson nicht schneller reagieren konnte als die Horror-Wesen, die darauf vorbereitet waren, zu töten.

Sie zogen die Kreise enger!

Das Pferd spielte verrückt. Es sah aus, als wollte es die Flucht ergreifen. Kara mußte es halten. Ohne Reittier war sie in dieser Einöde verloren.

Aber sie kam nicht mehr dazu, nach dem Zügelband zu fassen, das Tier entwischte ihr mit einer harten Drehbewegung, es galoppierte davon, doch es kam nicht weit.

Etwas raste von oben schräg nach unten.

Eines der Skelette hatte seine Lanze zielsicher geworfen. Die Waffe erwischte das flüchtende Tier schräg von vorn in den Hals. Es brach auf der Stelle zusammen.

Kara war geschockt.

Sie schaute in der nächsten Zeit einzig und allein auf das Tier, das auf dem Boden lag und mit den Beinen um sich schlug, zuckte und dabei Steine zur Seite schleuderte.

Dann lag es still.

Kara mußte sich wieder um die Skelette kümmern, denn es sollte ihr nicht so ergehen wie dem Pferd.

Noch war sie nicht angegriffen worden. Kara war darauf gefaßt, sich zu verteidigen. Sie blieb auch nicht an einer Stelle stehen, sie ging innerhalb einer bestimmten Abgrenzung einen Kreis, den Kopf dabei in den Nacken gelegt, zum düsteren Himmel gerichtet, wo sich die verfluchten Skelette bewegten.

Sie waren da, und sie schleuderten ihre Waffen. Zwei zugleich ließen die Lanzen aus ihren Knochenklauen fliegen, und die Waffen hätten Kara von verschiedenen Seiten erwischt, von vorn und von der rechten Seite.

Durch einen blitzschnellen Schritt nach links entwischte sie der tödlichen Gefahr, riß ihr Schwert in die Höhe, weil ein Schatten sehr dicht an sie herangekommen war.

Sie spürte einen Windstoß und dann das Zittern der Klinge in ihren Händen.

Etwas zerrte an ihrer Waffe. Kara rutschte der Griff aus den feuchten Händen, sie griff noch einmal nach, aber sie war nicht mehr in der Lage, sie zu halten.

Der Schnabel des Vogels hatte sich zu stark um die Klinge geklammert und sie Kara entrissen.

Jetzt war sie waffenlos, taumelte geduckt zurück und mußte zusehen, wie der seltsame Vogel mit seiner Beute höherstieg, um ihr keine Chance zu geben, danach zu greifen.

Die anderen sanken nach unten.

Plötzlich war Kara eingekreist. Vier Skelette hockten auf den Körpern ihrer Flugtiere, um sich die Beute zu holen. Die Flugwesen standen jetzt alle, bis auf einen Vogel. Es war der mit dem Beuteschwert, aber auch er ließ sich langsam zu Boden gleiten und nahm seinen Platz ein.

Nichts ging mehr, zumindest für Kara nicht. Ohne Waffe war sie gegen diese Übermacht verloren.

Es dauerte eine Weile, bis Kara sich das Bild vergegenwärtigte. Lebende, schwarze Skelette auf den Rücken geschuppter Flugsaurier. Diener des Schwarzen Tods, hinter dem noch weit mächtigere Dämonen standen, die in grauer Vorzeit einmal von den Sternen oder anderen Welten gekommen waren und in Atlantis ihr Erbe hinterlassen hatten.

Und sie stand allein!

Wohin?

Es gab keinen Ausweg, sie würde sich mit bloßen Händen gegen die Untiere verteidigen müssen.

Kara spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Es war die Furcht vor dem Unausweichlichen.

Ein klirrendes Geräusch schreckte sie aus ihren Gedanken. Als sie hinschaute, sah sie ihr Schwert am Boden liegen. Es war dem Flugtier aus dem Schnabel gerutscht, lag dicht vor ihm, als sollte es eine Lockung für die Frau sein.

Kara hütete sich, auch nur eine falsche Bewegung zu machen und nach der Waffe zu greifen. So etwas konnte ihren Tod bedeuten, denn darauf würden die Skelette nur warten.

Sie roch das Blut, das aus der Wunde ihres toten Reittieres strömte.

Dann hörte sie das Brausen!

Hatten die Götter ihren Sitz verlassen, um dem armen Menschenkind zu Hilfe zu eilen?

Aber es waren keine Götter!

Es waren große Vögel mit menschenähnlichen Köpfen, das konnte Kara erkennen.

Und ihnen voran flog ein mächtiges Wesen mit gewaltigen Schwingen. Eine Mischung aus Mensch und Engel, von dem Kara noch nie etwas gehört, geschweige denn gesehen hatte.

So kam es zu ihrer ersten Begegnung mit dem Eisernen Engel!

Es war der Ruf wie Donnerhall, der alles aufschreckte, was bisher bewegungslos auf dem Boden gehockt hatte.

Vergessen war Kara. Die Skelette stießen spitze Schreie aus. Sie drangen wie verzweifelte Hilferufe aus ihren weit geöffneten Mäulern, und sie rissen ihre Flugtiere in die Höhe, die sich etwas unförmig und schwerfällig bewegten, bevor sie ihre mächtigen Schwingen ausbreiten konnten.

Nicht so die Vogelmenschen.

Sie waren geschickt, sie waren schnell und flink, und sie huschten heran.

Zudem waren sie bewaffnet. Mit Lanzen und Pfeilen. Sie jagten in die Tiefe, die Blicke auf ihre verfluchten Gegner gerichtet.

Dann jagten die Pfeile auf die Skelette zu.

Treffer auf Treffer erwischte die Gestalten.

Kara hörte das Knacken der Knochen. Pfeile steckten in den Körpern der Flugtiere, und der Kampf spielte sich über dem Boden ab, zumindest bei drei Skeletten.

Eines lag am Boden.

Es war das Monstrum gewesen, das Karas Schwert als Beute genommen hatte. Es kam nicht mehr weg, denn zwei Lanzen hatten die Schwingen des Reittieres an den Erdboden genagelt.

Plötzlich wußte Kara, was sie zu tun hatte. Sie hetzte auf das festgenagelte Reittier zu, das nicht mal mit seinem langen, spitzen Schnabel nach ihr schlug, sondern versuchte, damit die Lanzen aus dem Boden zu zerren. Vergeblich.

Kara riß ihr Schwert an sich.

Sie drehte sich damit um, und aus ihrem Mund löste sich ein tierischer Schrei. All ihre Wut und ihre Erlösung lagen darin. Jetzt endlich konnte sie kämpfen, und sie suchte sich das Skelett auf dem Reittier aus.

Auch dieses schwarze Monstrum drehte sich.

Es war ebenfalls bewaffnet, aber diese Lanze wurde nicht mehr angehoben, weil Kara den ersten Streich mit einer schon irrsinnigen Kraft führte und die Gestalt in der Mitte erwischte.

Dunkle Knochen flogen in alle Richtungen weg. Der Kopf drehte sich wie ein Ball durch die Luft, bevor er auf dem Boden aufprallte und in zahlreiche Stücke zerbrach.

Wieder lachte Kara.

Jetzt suchte sie nach einem zweiten Gegner.

Den fand Kara nicht mehr, denn um die anderen kümmerte sich der Anführer der Vogelmenschen.

Der Eiserne Engel war in seinem Element.

Die Vogelmenschen hatten einen Kreis um die Flugtiere und die Skelette gebildet. Entkommen konnte niemand. Und in dem Kreis kämpfte der Eiserne.

Er hielt ein mächtiges Schwert mit beiden Händen fest, bewegte sich mit einer nahezu spritzigen Schnelligkeit und ließ den drei Skeletten keine Chance.

In den Körpern der Flugtiere steckten die Lanzen der Vogelmenschen. Sie hatten tiefe Wunden hinterlassen und die Wesen dementsprechend geschwächt. Es fiel ihnen schwer, die Schwingen zu bewegen und sich in den Lüften zu halten.

Immer wieder sackten sie nach einem vergeblichen Flugversuch durch. Sie konnten sich nicht halten. Schreie, schrill wie das Heulen des Sturms, drangen aus ihren Mäulern.

Und der Eiserne schlug zu.

Er achtete nicht darauf, daß auch er von Lanzenhieben getroffen wurde. Seine Haut war so hart, daß sie den Schlägen widerstand. Immer wieder griff er ein, und er bewegte sein Schwert wie eine mächtige Sense. Der Reihe nach zerhämmerte er die gefährlichen Skelette des Schwarzen Tods.

Knochen wirbelten durch die Luft, bevor sie zu Boden segelten, wo Kara stand und zusah, daß sie in Deckung kam, denn sie wollte nicht unbedingt von den herabfallenden Knochen getroffen werden.

Nicht nur die Skelette verloren ihre Existenz, auch die Flugtiere waren von dem Eisernen angegriffen worden. Die Klinge erwischte sie mitten in der Luft.

Als schwere Stücke prallten sie zu Boden. Ausgeblutet, denn aus den Wunden rann dickes, fast schwarzes Blut und verteilte sich auf dem Gestein.

Sie starben nicht, sie wurden regelrecht vernichtet. Der Eiserne Engel kannte kein Pardon. Er war über sie gekommen wie ein Ungewitter, und er hörte erst auf, als auch der letzte Totenvogel nicht mehr existierte. Sein langer Hals fiel torkelnd zu Boden und schlug nicht weit von der wartenden Kara entfernt auf.

Es war vorbei!

Das wußte auch der Eiserne Engel, der sich noch eine letzte Runde gönnte, um dann in einem seichten Sinkflug zur Landung anzusetzen.

Er streckte die Beine aus, mit beiden Füßen landete er kaum hörbar und brauchte nur zwei, drei Schritte zu gehen, um sein Ziel, Kara, zu erreichen.

Vor ihr blieb er stehen.

Kara wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Ein unsicher wirkendes Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie hatte den Mund dabei geöffnet, aber sie fand nicht die richtigen Worte. Überhaupt kam sie mit ihrem Retter nicht zurecht.

Welch eine Gestalt.

Größer als ein Mensch, ein mächtiger Koloß, aber gleichzeitig so geschmeidig. Er wirkte sehr edel, das Gesicht glich einem Stahlschnitt, und es waren nur seine Augen, die blank schimmerten. Die Flügel auf seinem Rücken hatte er zusammengefaltet, und er lächelte ebenfalls, als er Karas Unsicherheit erkannte.

»Es ist vorbei«, sagte er mit leiser, wohlklingender Stimme. »Der Schwarze Tod hat vier Diener weniger.«

Kara nickte. Dann fragte sie: »Wer bist du?«

»Ist das wichtig?«

»Für mich schon. Ich muß wissen, bei wem ich mich bedanken soll.«

»Keinen Dank, Kara, es war für mich selbstverständlich, dir zu helfen.«

Die Frau wunderte sich, beinahe erschrak sie. »Du… du… kennst mich?« hauchte sie.

»Sicher.«

»Woher?«

»Durch deinen Vater. Er ist ein sehr weiser, gerechter und ein bekannter Mann. Zumindest bei den Gerechten, die auf seiner Seite stehen und auf denen, die es…«

»Hat er dich geschickt?«

»Er hat mich gebeten, das Gebiet zu beobachten, durch das du reiten würdest.«

»Ja«, stöhnte sie, »das habt ihr getan. Hättest ihr es nicht gemacht, wäre ich tot.«

»Wahrscheinlich.«

»Ich danke dir.« Kara streckte ihm die Hand entgegen und war überrascht, mit welch normalem Händedruck dieser starke Mann ihre Finger umschloß.

Dann stellte er ihr eine Frage. »Weißt du denn, wie es für dich weitergehen wird?«

Kara überlegte. Ein Lächeln umhuschte ihre Lippen. Es zeigte eine Spur von Verlorenheit. »Ich würde es gern wissen. Ich muß wieder zurück zu meinem Vater, aber das Pferd ist tot. Ich kann ja nicht zu Fuß gehen, das weißt du auch.«

Der Eiserne nickte. »Das stimmt, der Weg wäre zu weit. Deshalb

werde ich dich hinbringen.«

»Du?« Kara bekam große Augen. »Moment mal, ich habe dich fliegen sehen und deine Freunde auch. Soll das heißen, daß ihr mich…?«

»Das genau ist es, Kara. Wir werden dich schützen, ich werde dich tragen, und wir werden dann wieder zurück in unsere Welt fliegen. Bist du damit einverstanden?«

Die Augen der Frau leuchteten. »Und ob ich das bin. Ich bin damit sogar sehr einverstanden. Es kommt mir vor wie ein Wunder…« Sie verstummte und schaute ihr Gegenüber an. »Wenn ich dich sehe, dann bist du eine Gestalt, die ich nicht begreifen kann. Du bist…«

»Einfach nur der Herr der Vogelmenschen«, erklärte die Gestalt, als sie Kara die Hand entgegenstreckte. »Nimm sie bitte!«

Kara vertraute ihm. Sie faßte und spürte augenblicklich etwas von der Kraft des anderen. Der Eiserne hob sie an, sie schwebte über dem Boden, sie wurde festgehalten, fühlte sich trotzdem leicht, dabei auch glücklich, und sie sah über sich die Vogelmenschen schweben, die aus sicherer Höhe die Vorgänge beobachteten und bewachten.

Auf dem Rücken des Eisernen fand Kara ihren Platz. Sie hielt sich an den Schultern fest und erlebte in den folgenden Sekunden, wie wunderbar es war, durch die Lüfte zu fliegen…

***

Ausgerechnet wir mußte mit zwei Typen gesegnet sein, die sich profilieren wollten, sonst wären Flint und McNeill nicht zum Zentrum der Steine gelaufen.

Wahrscheinlich trauten sie uns nichts zu und wollten alles selbst erledigen. Der Weg war leicht zu finden, wir mußten den geraden Weg beibehalten. Die Hitze jedoch machte uns zu schaffen.

Der Rand der Steine war sehr schnell »meilenweit« von uns entfernt, zumindest hatten wir den Eindruck, und ein seltsamer Zauber umhüllte uns. Er war wie ein Schleier, wir konnten ihn fühlen, aber wir konnten ihn nicht sehen. Überhaupt kam uns die gesamte Umgebung verschwommen vor. Sie sah für uns aus wie unter einem Schleier liegend, aber das mochte auch am Dunst liegen.

Von der Weißblonden hatten wir bisher nichts gesehen. Sie beherrschte die Magie, sie spielte mit ihr, und wir hatten auf keinen Fall vergessen, welche Waffe sie bei sich trug. Es war ihr möglich gewesen, mit Hilfe der Steine die Zeiten zu manipulieren, so waren wir dann eingetaucht in die Vergangenheit und hatten erlebt, wie mächtig sie dort schon gewesen war.

Sie mußte in einer direkten Verbindung zu Kara stehen. Zwar waren sie angeblich Schwestern, aber das konnte ich nicht glauben. Irgend etwas war da anders. Ich hoffte, es bald herauszufinden. Eines jedoch stand fest: Diese Roya hatte auch den Untergang des Kontinents

überlebt, ebenso wie Kara und andere.

McNeill und Flint waren nicht zu sehen. In Luft konnten sie sich schlecht aufgelöst haben, unserer Meinung nach mußten sie noch irgendwo zwischen den Steinen herumturnen, immer auf der Hut vor einer Entdeckung.

Wenn eben möglich, wollten wir uns nicht wieder entführen lassen. Beide hatten wir den Eindruck, daß es hier, bei den Steinen, in deren Zentrum weitergehen würde. Der Fall hatte noch nicht sein Ende gefunden, es gab die weißblonde Person. Es hatte sie in der Vergangenheit gegeben, und sie war jetzt dabei, auch in unserer Zeit ihre Zeichen zu setzen.

»Wir trennen uns«, schlug Suko vor.

»Und dann?«

»Ich denke nicht, daß die beiden in ein Zeitloch gefallen sind, John. Die haben sich hier…«

Er schwieg.

Wir hörten etwas.

Es war ein Laut, der uns schon eine Gänsehaut über den Rücken trieb. Ein leises Heulen und Stöhnen, als wäre ein Mensch dabei, unter großen Qualen zu leiden.

Suko und ich schauten uns an.

»Woher?« flüsterte mein Freund.

Ich hob die Schultern.

»Du hast es auch gehört?«

»Sicher, ich bin nicht taub.«

Er holte einige Male Luft und schaute sich um. »Er oder es ist nahe«, flüsterte er, »da kannst du sagen, was du willst. Es ist hier in der Nähe, und es hat mit den beiden Typen zu tun.«

Das Röcheln ließ ihn verstummen und uns aufhorchen. Suko stand wie auf dem Sprung. Er stierte nach vorn, denn dort hatten wir es gehört. Zu sehen war nichts, nur ein dunkler, hochragender Stein, der einen Schatten auf den Boden warf.

Da konnte sich niemand verstecken, aber es war jemand da, sonst hätten wir die Laute nicht gehört.

»Nichts zu sehen«, murmelte Suko. »Aber ich könnte mir vorstellen, daß man ihn oder beide - na ja, du weißt schon, John.«

»In ein Zeitloch gerissen hat.«

»Genau so.«

Ein Zeitloch war da, aber nicht sichtbar. Das wußten wir, da waren wir schon Experten. Es hörte sich tatsächlich an, als wären die beiden Personen in einem Zeitloch verschwunden, um dort schreckliche Dinge zu erleben.

Ein Schrei drang aus dem Unsichtbaren zu uns. Es war ein Schrei des Schmerzens, und plötzlich geschah etwas Unheimliches.

Aus dem Nichts fielen Tropfen nach unten.
Rote Tropfen, die vor unsere Füße klatschten.
Blut!
Da wußten wir, daß die beiden Männer in unserer Nähe eine Hölle erlebten…

***

»Trink, Kara, bitte trink! Du mußt trinken. Es ist einfach wichtig für dich…«
Die Schöne aus dem Totenreich hörte die Stimme des kleinen Magiers so weit entfernt, daß sie an seiner Existenz schon zweifelte. Aber sie wollte nicht trinken, sie konnte es auch nicht, denn sie war einfach groggy, ausgelaugt, von der Rolle, erschöpft.
Sie lag auf dem Rücken, was sie selbst kaum fühlte. Denn sie hatte mehr den Eindruck einer Person, die über allem schwebte, aber trotzdem nichts sah. Sie war in ein tiefes Loch gesackt, sie hatte viele Dinge wieder erlebt, die bisher in ihren Erinnerungen tief verborgen gewesen waren, und sie spürte nun, daß alles anders werden sollte und die eigentliche Welt sie zurückbekam.
Da war ein leichter Druck auf ihrem Rücken, und die Kraft richtete sie vorsichtig auf. Wieder sprach Myxin sie an, daß sie endlich etwas trinken sollte, und Kara spürte an ihrer Unterlippe den leichten Druck des Glasrands.
Noch hielt sie den Mund geschlossen. Sie kam sich vor wie in einem Nebel gefangen. Sie wollte nichts mehr tun, sondern einfach nur liegenbleiben und sich den Träumen hingeben. Das war es, das zählte und nichts anderes.
Es war so wunderbar gewesen, den Problemen zu entwischen und in der Erinnerung zu baden.
Doch jetzt…
Etwas Kaltes benetzte ihren Mund. Sie öffnete ihn zuckend. Wieder drängte Myxin darauf, daß sie trank, und Kara tat ihm den Gefallen, auch wenn ihr nichts anderes übrigblieb.
Sie schluckte.
Das Wasser war sehr kalt und herrlich frisch. Es floß über die Zunge, sie schluckte die Flüssigkeit, hörte, daß der kleine Magier sie lobte, und öffnete endlich die Augen.
Myxins Gesicht sah sie dicht vor sich. Die grünliche Haut, die unergründlichen Augen, der Mund, der sich vom Gesicht kaum abhob, aber zu einem Lächeln verzogen war.
»Es ist schon gut, Kara, sehr gut…«
Sie hob die Arme und griff mit beiden Händen nach dem Glas. Die ersten kleinen Schlucke reichten ihr nicht. Kara wollte das Glas bis zum Grund leeren, und sie stellte rasch fest, daß die Wüste aus ihrer

Kehle verschwand.

Kara erinnerte sich wieder an die letzten Erlebnisse, an den Ritt durch die leere Wüste, und sie war von dieser Erinnerung noch immer beseelt, daß sie einfach trinken mußte.

Es war ein hohes Glas gewesen, das sie geleert hatte und das Myxin nun wegstellte.

»Geht es dir jetzt besser?« fragte er sie.

Kara schaute ihn an. Sie überlegte, dann nickte sie und versuchte zu sprechen. »Ja, es geht mir besser, es geht mir viel besser.«

»Das ist wunderbar.«

»Ich möchte nur… ich möchte nur…«

»Nicht reden jetzt. Du mußt dich erholen.« Myxin wollte zur Seite gehen, aber Kara hielt ihn fest.

»Nein, geh nicht weg. Ich möchte dir etwas sagen.«

»Was denn?«

»Ich habe den Eisernen Engel gesehen, auch schwarze Vampire und ebenfalls die Skelette auf ihren Flugtieren…«

»Das weiß ich.«

Kara wunderte sich. »Du weißt es? Woher weißt du es?«

»Du hast geredet.«

»Nein.«

»Doch, du hast deine Erlebnisse ausgeplaudert. Sie haben dich sehr beschäftigt. Ich habe sehr genau zugehört und bin auch deshalb voll informiert.«

»Ja, das ist gut.«

»Wie geht es dir denn?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete Kara. »Im Augenblick recht gut, aber ich bin nicht sicher, wie ich mich fühlen werde, wenn ich einmal aufgestanden bin. Wenn ich ehrlich sein soll, kann mich die Erinnerung an die Kämpfe sogar geschwächt haben.«

»Versuche es doch.«

Mit dieser Aufforderung hatte ihr Myxin indirekt zu verstehen gegeben, daß es weitergehen mußte.

Sie konnte einfach nicht liegenbleiben und warten, bis sich etwas tut. Sie mußte aufstehen, und sie würde es auch. Es war ihr Problem, nicht das der anderen.

Der kleine Magier half ihr nicht. Er schaute zu, wie Kara sich wieder in die Höhe drückte, dann sitzen blieb und ihre Handflächen gegen die Wangen legte. Sie murmelte: »Es ist so, als hätte man mir etwas abgezapft. Energie oder so ähnlich. Ich komme damit noch nicht zurecht. Das ist alles so fremd, denke ich. Wie ein Schwindel, aber ich weiß genau, daß sie da ist.«

»Roya?«

»Natürlich, wer sonst?«

»Wenn du weißt, daß sie hier ist, Kara, kannst du auch ungefähr bestimmen, wo sie sich aufhält?«

Die Schöne aus dem Totenreich schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich leider nicht. Ich weiß es nicht… Ich… ich… kann sie nur fühlen, sonst nichts. Sie umgibt mich, ohne daß ich sie sehen kann. Sie hat viele Arme, die nach mir greifen, sie nimmt Rache. Sie führt das weiter, was sie damals nicht schaffte. So lange, bis ich nicht mehr bin.«

»Aber du kannst ihr nicht entkommen.«

»Das kann ich nicht.«

»Dann gibt es nur eines, Kara, wir müssen sie finden, und wir müssen ihr dabei entgegengehen.«

Kara saß noch immer auf der Bettkante. Jetzt war Myxin größer als sie. Um ihn anschauen zu können, mußte sie in die Höhe schielen. »Ja«, murmelte sie, »du hast tatsächlich recht. Du hast so recht. Es stimmt einfach alles, was du gesagt hast.«

»Eben.«

»Aber wie, Kara?«

»Nicht hier«, flüsterte sie. »Es gibt nur einen Ort, wo wir die Verbindung aufnehmen können.«

Myxin streckte ihr die Hand entgegen. »Die Steine«, sagte er, wartete ihr Nicken nicht erst ab und zog sie in die Höhe.

Sie traten ins Freie, wo der Eiserne Engel stand und Wache hielt. Als Kara ihn sah, zuckte sie zusammen, denn sie dachte wieder an ihre letzte Erinnerung und wie der Eiserne sie in die Stadt ihres Vaters gebracht hatte.

Jetzt stand er hier und lächelte sie an.

Sie sprachen nicht, blieben gelassen, aber Kara war dem Eisernen noch jetzt dankbar, daß er sie damals gerettet hatte. Erst in der Tiefenhypnose war ihr die Erinnerung gekommen. Hätte man sie in einem normalen Zustand gefragt, sie hätte nichts sagen können, denn dies war alles aus ihrem Gedächtnis ausradiert worden. Es mochte daran liegen, daß sie zehntausend Jahre und mehr durch ein dunkles Reich getrieben war, deshalb hatte sie auch den Namen die Schöne aus dem Totenreich bekommen.

Karas Aufmerksamkeit galt den Flammenden Steinen. Auf sie deutete auch ihr ausgestreckter Zeigefinger. »Die Steine, Myxin«, flüsterte sie. »Genau die sind es, die die Verbindung herstellen können. Sie und keine anderen.«

»Wie willst du es tun?«

»Wir müssen noch einmal hinein.«

»Wir?«

»Ja, du auch. Und der Eiserne ebenfalls. Ich… ich… weiß nicht, ob ich gegen Roya ankomme, denn das Schwert mit der goldenen Klinge

befindet sich in ihrem Besitz. Sie hat es mir gestohlen, und sie ist damit wahrscheinlich durch die Zeiten gewandert.« Kara schüttelte den Kopf. »Aber so genau weiß ich es nicht. Ich glaube, es auf der Toteninsel gesehen zu haben.« Sie nickte jetzt. »Ja, da hat sie es bei sich getragen, aber es ist alles so anders gewesen. Da fiel plötzlich der Vorhang. So recht erinnere ich mich nicht…«

»Jedenfalls kann sie mit den Zeiten spielen.«

»Ja, das stimmt. Sie ist mächtig, denn nur die Mächtigen haben überlebt, das weißt du auch von dir!«

Myxin nickte. Er lächelte, bevor er Kara an die Hand nahm. Gemeinsam gingen sie auf die Steine zu, und der Eiserne Engel schloß sich ihnen an.

Nichts hatte sich hier verändert. Nichts deutete auf die Anwesenheit einer Feindin hin, und doch wußte Kara genau, daß sie beobachtet wurden. Sie glaubte sogar, die Blicke aus dem Unsichtbaren zu spüren, und sie registrierte jetzt, daß selbst der Wind eingeschlafen war. Er wehte nicht mehr.

Die Luft stand über den Flammenden Steinen, und die Luft war ungewöhnlich schwül und feucht.

Kara schaute zur Seite, wo Myxin ging. Seine Anwesenheit gab ihr eine gewisse Sicherheit, und auch die des Eisernen Engels bereitete ihr Schutz. Sie hatten das Thema John Sinclair nicht mehr angesprochen und wollten den Fall jetzt auch allein beenden.

»Wo könnte sie sich versteckt halten?« erkundigte sich der kleine Magier. »Hast du da eine Ahnung?«

»Das habe ich nicht.«

»In der Vergangenheit?«

»Alles ist möglich, Myxin. Vielleicht bringt uns die Kraft der Steine zu den Orten meiner Erinnerungen, wer weiß?« Sie schüttelte den Kopf. »Noch heute kann ich nicht begreifen, daß diese Person bei uns gelebt hat und als meine Schwester angesehen wurde.«

Myxin gab keine Antwort. Ihm erging es wie Kara. Aber in Atlantis waren die Gesetze eben anders gewesen. Da hatte es andere Regeln gegeben, an die sich die Menschen hielten.

Sie hatten den inneren Zirkel der Steine betreten, nur der Eiserne Engel wartete noch draußen. Erst als ihm Myxin zuwinkte, machte er sich auf den Weg.

Er hatte bisher so gut wie nichts gesagt. Jetzt aber, als er bei seinen Freunden stand, öffnete er zum erstenmal den Mund und streckte den Arm aus. »Es ist etwas hier«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich spüre das andere zwischen uns.«

»Roya?«

Der Engel nickte. »Sie hat die Steine benutzt, sie hat sie für mich entehrt. Es ist ihr Weg durch die Zeiten und zu verschiedenen Orten.

Wir müssen ihr nach.«
»Du kannst sie also spüren?« fragte Myxin.
»Ich denke es.«
»Wo ist sie dann?«
Der Eiserne hob seine mächtigen Schultern. »Man kann es nicht genau erklären. Sie ist hier, aber sie ist zugleich sehr weit entfernt. Sie lauert irgendwo, wir müssen achtgeben, daß sie uns keine Fallstricke legt.«
»Wie kann sie das?«
»Ich rechne mit allem.«
Kara und Myxin hatten bemerkt, daß auch der Eiserne nicht mehr viel wußte, deshalb hielten sie sich zurück und nahmen ihre Aufstellung an bestimmten Plätzen.
Kara wollte sich nicht in die Mitte auf den Schnittpunkt stellen. Sie ging davon aus, daß es keinen Sinn hatte, denn ihre Waffe, das Schwert mit der goldenen Klinge, war ihr gestohlen worden. Deshalb mußte jemand anderer die Magie herstellen, und dafür bot sich natürlich der kleine Magier an.
»Du bist bereit?« fragte sie.
»Ja, das bin ich.«
Myxin verließ sich auf seine Kräfte. Sie waren außergewöhnlich und den normalen menschlichen überlegen. Durch sie konnte er auch die Magie zwischen den Steinen verstärken, so daß sie zugriffen und sie dorthin transportieren würden, wo eine gewisse Roya auf sie wartete.
Myxin konzentrierte sich.
Er hielt die Augen beinahe geschlossen. Die Arme hatte er ausgestreckt. Er wartete darauf, daß die andere Seite mit ihm Kontakt aufnahm, und schon sehr bald spürte er das Kribbeln in seinen Fingern.
Die Steine verloren ihre dunkle Farbe. In ihrem Innern entstand die erste Glut. Dünn wie das Tuch einer Fahne stieg sie von unten her in die Höhe und wanderte zitternd den Enden der Steinen entgegen. Alles verdichtete sich, die Farbe verlor ihre Blässe, sie nahm an Intensität zu. Sie war plötzlich von einem feurigen Rot, das auch in den inneren Raum der Steine hineinstrahlte.
Myxins Augen glühten schockgrün auf.
»Ich habe sie!« keuchte er.
»Wo?« schrie Kara.
»Stonehenge! In unserer Zeit, denn das ist ihr Sprungort in der Gegenwart.«
»Warum? Ich…«
Karas Frage wurde nicht beendet, denn plötzlich erwischte sie die Magie der Steine.
Ihre Körper lösten sich in einem schwimmenden Rot auf. Die Steine

sahen aus, als würden sie explodieren, sie standen unter einem wahnsinnigen Druck.

Dann waren sie verschwunden!

***

Rote Tropfen aus dem Nichts - Blut!

Es war vor unseren Füßen auf den Boden geklatscht und hatte die feuchten Flecken im Staub hinterlassen. Es brauchte uns niemand zu sagen, wessen Blut es war. Die Kollegen Flint und McNeill waren in die Falle der Weißblonden hineingetappt und würden nun das Grauen und die Folter am eigenen Leibe erleben.

Und wir konnten nichts tun.

Da stand die unsichtbare Barriere zwischen uns. Dieser Moment zählte zu denen, wo mir auch kein Kreuz half, denn gegen die atlantische Magie kam ich mit meinem Talisman nicht an.

Wir hörten das Stöhnen und leise Schreien. Gerade diese Laute zeigten uns an, wie hilflos wir letztendlich waren. Hier war nichts mehr zu machen, die andere Seite hielt sich nicht nur im Unsichtbaren verborgen, in ihrer Hand befanden sich auch die Trümpfe.

McNeills Stimme war überdeutlich zu verstehen. »Morgan, verdammt, was ist mit dir?«

»Mein Arm.«

»Wo ist diese Frau?«

»Weg!«

»Scheiße, und wo sind wir hier?«

»Ich weiß es nicht, McNeill, ich weiß es nicht, aber es ist so verdammt dunkel…«

Suko und ich hatten gespannt zugehört. Beide standen wir auf dem Fleck wie Kurzstreckenläufer vor dem Start. Aber wir konnten nicht weg, es gab keinen Pistolenschuß, der uns zum Ziel hintrieb, weil wir nicht wußten, wo es sich befand.

Nichts zeichnete sich in unserer Umgebung ab. McNeill und Morgan Flint befanden sich in einer anderen Dimension, vielleicht in einer anderen Zeit, aber sie…

Meine Gedanken wurden unterbrochen, weil ich wieder Flint Morgans Stimme hörte. »Ich, werde verrückt!« keuchte er. »Verdammt noch mal, das kann nicht wahr sein!«

»Was denn?«

»Dreh dich um, McNeill?«

Wir hörten in den folgenden Sekunden nichts, bis der Kollege McNeill aufstöhnte und dann mit zitternder Stimme uns Zuhörern berichtete, wo sie sich befanden.

»Knochen, Gebein, Schädel. Das ist ein… ein Friedhof, Flint. Wir sind auf einem riesigen Friedhof gelandet. Sogar Lanzen mit aufgespießten

Schädeln stecken hier. Verflucht noch mal, ich komme damit nicht mehr zurecht! Wo hat man uns hingeschafft?«

Flint Morgan schwieg so lange, bis er die seiner Meinung nach richtige Antwort gefunden hatte.

»Das sind alles ihre Opfer, McNeill. Sie hat diese Leute umgebracht, gekillt. Das Massengrab der Blonden. Ich werde irre…«

Das wurden Suko und ich zwar nicht, aber wir wußten jetzt, wo sich die beiden Männer befanden.

Auch wir kannten diesen Ort. Es war die verfluchte Toteninsel, ein Eiland, das zu Atlantis gehörte und in der Vergangenheit lag.

»Erst wir, dann sie!« murmelte ich.

»Ja, aber wir sind entkommen.«

Ich gab keine Antwort. Auch Suko sprach nicht mehr. Wir konzentrierten uns auf die nächsten Worte und hofften, obwohl es grausam war, daß sie noch gesprochen wurden.

Stimmen vernahmen wir nicht. Dafür aber Tritte. Die Geräusche drangen wie aus dem Maul eines großen Trichters zu uns, sie hüllten uns ein, sie waren wie eine Decke, die über unseren Köpfen herfloß. Ich zuckte bei jedem Knirschen oder leisen Knacken zusammen, denn mir war klargeworden, daß wieder ein Knochen oder ein Schädel unter dem Druck der Füße gebrochen war.

Wenn wir uns sehr genau konzentrierten, war sogar das Rauschen der Wellen zu hören, die an den Strand liefen.

»Was tun wir?«

Ich hob die Schultern. »Wir können nur darauf warten, daß unsere Freundin erscheint.«

»Freiwillig?«

»Herholen kannst du sie nicht.«

»Da hast du recht, John.« Allmählich verstummten die Tritte.

Auch das Knirschen und Knacken hatte aufgehört.

»Was macht dein Arm?« fragte McNeill.

»Das Schwert ist verflucht scharf. Wie eine Rasierklinge«, erwiderte Morgan. »Es hat mich erwischt. Ich hätte besser aufpassen müssen, doch sie war einfach zu schnell. Sie wollte auch nicht, daß sie angegriffen wird. Mist!«

»Was tun wir, wenn sie kommt?«

»Schießen.«

»Nein!« McNeill war dagegen. »Wenn du sie umlegst, kommen wir hier nicht mehr weg. Sie kennt die Wege, nur sie.«

»Und Sinclair?«

»Vergiß ihn und den Chinesen.«

»Sei nicht so arrogant«, sagte Morgan Flint. »Hätten wir auf ihn gehört, wäre uns das nicht passiert. Geh und hol dir wenigstens eine Lanze aus dem Knochenberg.«

»Nein, ich bleibe bei meiner Kanone.«
»Wie du willst.«
Die Unterhaltung verstummte, und es gab auch uns eine Gelegenheit, Luft zu schöpfen. »Wir können sie hören«, sagte Suko, »aber ich frage mich, ob sie auch uns hören können.«
»Du willst sie rufen?«
»Ich dachte daran.«
»Nicht schlecht. Laß es uns gemeinsam tun.«
Wir riefen die Namen der beiden Kollegen. Nicht nur einmal, sondern immer und immer wieder.
Nach jedem Ruf legten wir eine kleine Pause ein, um auf Antwort zu lauschen, aber wir bekamen keine. Der Trichter war von ihnen zu uns hin offen, aber nicht in der anderen Richtung.
Suko schüttelte den Kopf. »Das hat keinen Sinn. Roya ist einfach besser.«
Ich sah es ein, auch wenn es mir schwerfiel. In ihrer Welt - okay, aber in unserer würde sie…
»Sie kommt!«
McNeill hatte gesprochen und uns damit aus den Gedanken gerissen. Wie er die Worte ausgesprochen hatte, ließ darauf schließen, daß er nicht eben begeistert gewesen war. Auf meinem Rücken breitete sich eine fließende Kälte aus, der Mund war mir plötzlich pulvertrocken geworden, und ich fürchtete, daß Roya sehr bald zu einem blutigen Ende kommen würde.
»Jetzt hält sie zwei Schwerter in der Hand, McNeill. Eines für dich, das andere für mich.«
»Hör auf, Morgan, mal den Teufel nicht an die Wand.«
»Das brauche ich nicht, er ist schon da.« Dann wurde es still.
Es war eine Stille, die uns nicht gefiel. Erwartungsvoll, gespannt und auch ängstlich. Aber sie blieb nicht, denn die schon uns bekannten Geräusche unterbrachen diese gespannte Stille.
Knacken und Knirschen.
Da brachen Knochen…
Nicht von den beiden Männern, das mußte Roya sein, die ihren Weg fand, und wir erhielten auch die Bestätigung, als McNeill sprach. »Sie ist es. Sie kommt zurück. Verdammt, die geht durch die Leichen, die Knochen und Gebeine.«
Sie ging nicht vor bis zu den beiden, sondern blieb plötzlich stehen. Wieder trat Stille ein, dann hatte sich einer der Kollegen überwunden und sprach sie an.
»Was ist hier los? Wo sind wir hier? Wer sind Sie überhaupt?«
»Ich bin Roya!«
Sie redete, und wir fragten uns, ob dies ein gutes Zeichen war. »Na und?« sagte McNeill. »Diesen Namen haben wir noch nie gehört. Sie

sehen aus wie eine, die soeben aus einem Kostümfilm entsprungen ist.«

»Was ist ein Film?«

»Schon gut, vergiß es. Aber tu uns einen Gefallen. Sag uns bitte, wohin du uns geschleppt hast? Hier wird man ja verrückt! Nichts stimmt mehr.«

»Ihr seid auf der Toteninsel.«

»Ach wie schön. Und die Knochen… diese Gebeine… sind das alles deine Opfer?«

»Ja.«

»Scheiße.«

Ich schaute Suko an, denn es war eine Pause entstanden. Wir standen wie unter Strom. So etwas hatten wir noch nicht erlebt. Wir ahnten, daß wir Zeugen zweiter Bluttaten wurden und konnten nichts dagegen unternehmen. Diese Hilflosigkeit machte uns beide fast verrückt, und Roya verstand es vorzüglich, mit den Zeiten zu spielen und die Dimensionen als Brückenköpfe zu benutzen.

»Warum hast du sie gekillt?« flüsterte Morgan.

»Ich herrsche hier. Viele sind auch verhungert. Das Meer um die Insel herum ist gefährlich. Es lockt Seeleute an, und auch ich habe sie mit meinem Gesang angelockt. Ich bin die Sirene von Atlantis…«

»W… w… wie bitte?«

»Atlantis.«

McNeill heulte auf. »Das darf doch nicht wahr sein. Das ist ein Witz. Soll das heißen, daß wir uns hier auf einer Insel befinden, die zu Atlantis gehört?«

»Ja.«

»Aber das Land ist eine Sage. Das hat es nie gegeben.«

»Ihr irrt euch!«

Wieder wunderten wir uns darüber, daß es keine sprachlichen Probleme gab. Diese Roya hatte sich wunderbar und perfekt angepaßt, und wir waren gespannt darauf, ob sie den beiden Männern noch einmal Gnade vor Recht ergehen ließ.

»Also Atlantis«, flüsterte McNeill.

»Es stimmt.«

»Und was sollen wir hier?«

»Sterben!«

Eine klare Frage, die für die beiden Männer in ihrer Umgebung jedoch furchtbar hatte klingen müssen. Sterben, einfach so. Das Leben aushauchen, wie auch die anderen.

McNeill bekam es mit der Wut.

»Dazu gehören zwei, verflucht noch mal! Das ist…«

»Nein, nicht!« schrie Morgan Flint.

Aber McNeill hatte seine Waffe bereits hervorgerissen. Wir sahen es

nicht, wir hörten nur die Echos der Schüsse aus einer anderen Dimension zu uns herüberklingen, und wir zuckten zweimal zusammen, denn zweimal hatte McNeill auch geschossen.

Danach war es für einen Moment still. Aber wirklich nur für einen Moment, still, dann hörten wir McNeill aufheulen und gleichzeitig sprechen. »Morgan, ich habe sie getroffen. Du hast es doch gesehen, verflucht noch mal! Ich habe sie erwischt.«

»Ja, aber…«

»Dann war sie weg.«

»Sie hat sich… sich… aufgelöst…«

»Mist! Und jetzt?«

»Ich weiß es nicht, McNeill.«

Beide Männer schwiegen. Was hätten sie auch sagen sollen? Sie waren in ein Umfeld hineingeraten, mit dem sie nicht zurechtkamen. Es war ihnen unbegreiflich, wie so etwas überhaupt hätte geschehen können. Für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein, sie standen vor vollendeten Tatsachen und gleichzeitig vor dem Nichts.

»Jedenfalls habe ich sie vertrieben«, murmelte McNeill nach einer Weile.

»Und…?«

»Was heißt das?«

»Ist es ein Vorteil?«

»Weiß ich doch nicht!« knirschte McNeill. »Vielleicht haben sie die beiden Kugeln aus Atlantis herausgepustet. Ich bin mir da nicht sicher. Ich weiß überhaupt nichts mehr, ich…«

»Hör auf zu reden, Kumpel.«

»Wieso?«

»Hinter dir.«

»Was ist denn?«

»Dreh dich nicht um. Sie ist da, sie ist… verdammt noch mal, das kannst du nicht tun!« Flints Stimme endete in einem irren Schrei, und trotzdem hörte er und hörten auch wir ein schlimmes und fürchterliches Geräusch. Einen Laut, der uns durch und durch ging, als hätte jemand mit einer Faust auf altes Fleisch geschlagen.

Flint Morgan blieb stumm.

Wahrscheinlich vor Grauen. Und ich konnte mir auch vorstellen, was da geschehen war, aber ich wollte nicht daran denken. Doch Roya dachte anders darüber.

Zuerst warf sie den Körper, dann den Kopf.

Beide verließen die andere Dimension und prallten dicht vor uns auf!

***

Der Schock erwischte uns wie ein Hammerschlag. Es war eine Szene, aus der ich mich wegwünschte. Sie wollte auch die Augen schließen,

um das Grauenhafte nicht mehr zu sehen, doch ich konnte einfach nicht. Jemand war da und hielt sie mir unfreiwillig offen, und so schaute ich auf dieses schreckliche Bild.

Mit einem Hieb mußte die Blonde den Kopf vom Körper getrennt haben. Sie hatte damit bewiesen, wie perfekt sie mit ihrem oder Karas Schwert umgehen konnte.

Ich schaute unwillkürlich in die Höhe, aber da war nichts. Ich sah nur diesen sonnengrellen Himmel, auch die Steinplatten, einige Schatten, aber sonst war alles verschwunden.

Ich sah weder Roya noch Flint Morgan, und ich sah auch nicht die Toteninsel. Alles war weit entfernt und gleichzeitig so nah, verbunden durch eine magische Brücke.

Ich bewegte mich etwas zur Seite, weil ich einfach nicht in die starren Augen des Kollegen hineinschauen konnte, und ich dachte daran, daß auch Flint Morgan keine Chance haben würde.

Selbst Suko, ansonsten ein Monster an Beherrschung, stand wie auf dem Sprung. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt. Seine Augen waren starre Teiche, und trotzdem flackerten sie. Ich hörte ihn flach atmen und sah sein Gesicht, auf dem der Schweiß lag.

Wie lange die schon tödliche Ruhe angedauert hatte, wußten wir nicht, aber aus der anderen Dimension vernahmen wir die nächsten Geräusche. Zuerst Tritte, die sehr sicher klangen, also mußte sich die Mörderin voranbewegen, dann vernahmen wir die lauten, keuchenden Atemzüge.

Wahrscheinlich versuchte Flint Morgan jetzt, dieser grausamen Person zu entkommen. Er würde es nicht schaffen, denn auf der Insel der Toten war sie die Herrin und keine andere.

Die Haut auf meinen Lippen hatte sich gespannt. Über meinen Rücken floß der Schweiß in kalten Bächen. Das Gefühl, den Tod greifen zu können, machte mich fast irre.

»Warum hast du das getan?«

Morgans Flints Frage war kaum zu verstehen. Er mußte unter einem wahnsinnigen Schock stehen, und nach seinen Worten drang ein langgezogenes Jammern aus der Kehle.

»Ich werde alle töten, die mir im Wege stehen. So habe ich es schon immer gehalten.«

»Hör zu, wir können reden. Wir können uns bestimmt irgendwie einigen, Roya.«

»Nie!«

Dieser Antwort folgte ein Knirschen, als abermals bleiche Gebeine zerdrückt wurden. Ich konnte nicht anders und warf wieder einen Blick in die Höhe.

Da war noch immer nichts zu sehen.

»Neinnnn!« Der Schrei war kurz, aber schrill. Dann hörten wir wieder

die Schüsse. Ob die Kugeln getroffen und Wirkung gezeigt hatten, konnten wir nicht sagen, aber das Stöhnen stammte nicht von Roya, sondern von unserem Kollegen.

Zugleich regnete es Blut!

Ein Schwall drang aus dem Nichts hervor, und Suko huschte zur Seite, um von diesem makabren Regen nicht getroffen zu werden.

Dem Blut folgte Flint Morgan!

Tot schlug er beinahe dort auf, wo auch der Torso seines Kollegen McNeill lag.

Er war auf die Seite gefallen, und wir konnten gegen seine Brust schauen, die nur aus einer einzigen Wunde bestand. Dort war er von der Schwertklinge getroffen worden.

Der zweite Tote.

Roya räumte auf. Karas angebliche Schwester kannte bei Menschen kein Pardon. Ich war sicher, daß sie gegen uns auch nicht anders vorgehen würde.

Aber sie hielt sich zurück. Wahrscheinlich hielt sie uns unter Kontrolle. Sie hockte in ihrer Dimension, wo sie sicher war, und Suko, der für einen Moment neben dem Toten gekniet hatte, stand auf, hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, John, aber da ist wirklich nichts mehr zu machen.«

Ich nickte nur.

Auf einmal fühlte ich mich noch hilfloser. In mir tobte eine Hölle. Ich hätte am liebsten eine Bombe genommen und sie zwischen die verdammten Steine geschleudert, denn indirekt gab ich Stonehenge die Schuld am Tod der zwei Kollegen. Seine Magie sorgte eben für die Brücke zwischen den Zeiten, und dafür, daß eine Person wie Roya, Karas angebliche Schwester, ein derartig grausames Regime aufbauen konnte.

Mir wollte es nicht in den Kopf. Auch deshalb nicht, weil es Kara und Myxin ebenfalls anging.

Aber wo steckten sie?

Keiner der beiden hatte sich blicken lassen. Geschickt hatten sie sich zurückgezogen, bestimmt nicht aus Feigheit, und ich nahm mittlerweile an, daß sie von gewissen Vorgängen gar nichts wußten.

Uns blieb nichts anderes übrig, als darauf zu warten, daß sich Roya auch mit uns beschäftigte. Mit Flint und McNeill hatte sie es getan, sie waren in ihr Gebiet eingedrungen und in die magische Brücke hineingeraten.

Wir standen ebenfalls darin, aber mit uns hatte sie sich noch nicht beschäftigt.

Suko holte seine Dämonenpeitsche hervor. Einmal den Kreis schlagen, darauf warten, daß die drei Riemen hervorrutschten, dann war es für ihn okay.

»Glaubst du, daß es Sinn hat?« fragte ich ihn.
Er verzog die Lippen. »Man kann es mal versuchen, John.«
»Ja, es ist wohl die beste Waffe gegen unsere Freundin.«
Meine letzten Worte waren versickert. Auch Suko sagte nichts mehr, und so standen wir da und warteten.
Die Hitze hatte sich regelrecht in die Steine hineingebrannt, und sie strahlten die Wärme jetzt wieder ab, so daß die Umgebung zu einem Backofen wurde, der sich immer mehr aufheizte. Woher die Fliegen gekommen waren, wußten wir nicht. Aber sie waren da und umschwirrten die Blutlachen auf dem Boden.
Es war eine Pause eingetreten. Hier wurde nicht nach unseren Regeln gespielt, da führte eine andere Person Regie, aber die ließ sich nicht blicken.
So mußten wir warten.
Beide konnten wir uns nicht vorstellen, daß sie uns einfach laufenlassen würde. Wir waren in ihr Gebiet eingedrungen, schon einmal hatte sie uns auf ihre Toteninsel geholt, und ich fragte mich, ob sie, wenn sie erschien, wieder einen derartigen Weg beschreiten würde.
Etwas rann über meinen Körper. Auch Suko hatte dieses Gefühl. Er sprach zwar nicht darüber, aber ich sah, wie er die Stirn runzelte, als hätte ihn etwas unangenehm berührt.
»Was ist?«
»John, da kommt…«
Auf einmal war sie da. Sie hatte sich irgendwo auch materialisiert. Wir sahen ihren Körper noch für einen Moment nachflimmern, dann aber stand sie vor uns, hielt zwei Schwerter in den Händen, und beide Klingen waren blutig.
Auch die goldene…

***

Das bereitete mir Sorgen, denn ich kannte das Schwert. Es war für eine gerechte Person geschmiedet worden, eben für Kara, und nur wenige außer ihr konnten es führen, ich eingeschlossen. Daß Roya die Klinge überhaupt halten konnte, wo sie doch auf der anderen Seite stand, wollte mir nicht in den Sinn.
Sie starrte uns an. Es war derselbe Blick, wie wir ihn schon einmal erlebt hatten. Gefüllt mit einer unbeugsamen Härte. Pupillen wie Flintsteine, hinzu kam ihr harter Gesichtsausdruck, der sich mit dem halbnackten Körper so gar nicht vertrug. Hier paarten sich Erotik und Erbarmungslosigkeit, und den Schauer auf meinem Rücken spürte ich nicht, weil ich viel Haut von ihr sah.
Roya sagte nichts.
Sie schaute nur und schien den Geräuschen zu lauschen, die von den

Blutstropfen verursacht wurden, als sie auf den staubigen Boden klatschten. Ich warf Suko einen Blick zu. Auch er stand unbeweglich, in einer Hand die Peitsche, den linken Arm hatte er leicht angewinkelt und hielt seine Hand dabei ausgestreckt, wobei seine Finger sicherlich den Stab berührten. Ihn würde er einsetzen, wenn es hart auf hart kam.

Noch war es nicht soweit.

Jeder wartete darauf, daß der andere etwas tat, und ich rechnete auch damit, daß uns die Weißblonde wieder zurück in die Vergangenheit transportierte, aber das tat sie nicht, sie sprach uns plötzlich an.

»Zwei sind tot, ihr aber lebt noch, und das werde ich ebenfalls ändern. Ihr habt meine Kreise gestört, ihr seid in den Lauf meiner Rache hineingeraten, und ihr werdet so bestraft werden, wie ihr es verdient habt.«

»Mit dem Schwert?« fragte ich.

»Ja.«

»Mit welchem?«

Sie hob die Waffe mit der goldenen Klinge an.

»Sie gehört dir nicht.«

»Ich weiß es. Aber ich wollte das Schwert haben. Ich habe lange Zeit darauf gewartet, und nun habe ich es bekommen. Jetzt bin ich mächtiger als Kara, und ich gehöre auch zu denen, die es führen können. Es gibt für euch kein Entrinnen. Das Schwert wird euch vernichten. Erst danach werde ich mir Kara holen und sie endgültig töten, dann wird es nur noch mich geben, nur mich…«

Sie wollte es rasch hinter sich bringen und war bereits vor den letzten Worten auf mich zugekommen. Damit brachte sie mich in eine zeitliche Zwangslage und ließ mir so gut wie keine Gelegenheit, über eine Abwehr nachzudenken.

Das brauchte ich auch nicht, denn Suko griff ein.

Er sagte nur ein Wort.

Laut und deutlich sprach er es aus.

»Topar!«

***

Und damit hatte sich schlagartig einiges verändert. Plötzlich schaffte es nur noch Suko, sich normal zu bewegen. Roya stand starr, ich ebenso, und bei mir war alles ausgeschaltet. Die Zeit existierte nicht mehr, sie war für die Dauer von fünf Sekunden ausgeschaltet worden, in der Suko handeln mußte, wollte er etwas verändern.

Und er bewegte sich.

Einen Schritt benötigte er nur, um Roya zu erreichen, die mitten im Lauf stehengeblieben war, ein Bein noch nach vorn gestreckt und auch

den rechten Arm halb erhoben, denn mit dieser Hand hielt sie Karas besondere Waffe fest.

Darauf konzentrierte sich der Inspektor. Er packte zu, er bog ihr schnell und kraftvoll die Finger auf, hielt das Schwert jetzt selbst und erfuhr, wie schwer es war.

Er schleifte es zu seinem Freund John Sinclair und hoffte, daß die Zeit noch reichte.

Dann sind sie vorbei.

Alles lief normal. Ich geriet wieder in den Fluß hinein, aus dem ich herausgerissen worden war.

Plötzlich konnte ich mich wieder bewegen, wobei ich innerhalb eines Sekundenbruchteils feststellte, daß sich einiges verändert hatte, was Suko durch seinen Ruf noch unterstrich.

»Nimm es, John!«

Ich schaute nach unten. Suko hatte das Schwert mit der goldenen Klinge auf den Boden gestellt und ihm einen Tick gegeben, so daß es in meine Richtung kippte.

Ich brauchte nur die Hand zu spreizen und zuzufassen.

Das tat ich, und plötzlich hielt ich die Klinge in der Hand und fühlte mich nicht mehr so unsicher.

Suko wich zurück. Er war kaum aus meinem Gesichtsfeld verschwunden, als ich Royas erstaunte Züge sah. Sie kam nicht mehr zurecht, sie hielt plötzlich nur noch ihre eigene Waffe in der Hand und mußte mit ansehen, wie ich es schaffte, das Schwert mit der goldenen Klinge anzuheben, was nur wenigen Menschen vergönnt war.

Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen und sagte mit halblauter Stimme: »Du siehst, ich kann es auch!«

»Warum…?«

»Keine Fragen mehr. Jetzt nicht.« Ich war kampfbereit, nur sollte ich mich da geirrt haben, denn in dieses gefährliche Spiel stiegen noch drei andere Personen ein.

Myxin, der Eiserne Engel - und Kara!

***

Das Zentrum von Stonehenge war der Korridor, es war die Verbindung zwischen den Zeiten, auch wenn man ihm nichts ansah, aber es existierte, und nur das zählte.

Die drei hatten diesen Weg gefunden. Ob durch die *flaming stones* oder auf einem anderen Weg, das wußte ich nicht, das war auch nicht weiter tragisch, für mich allein zählte ihre Anwesenheit, und plötzlich sah alles anders aus.

Sie waren da, aber sie brauchten noch etwas Zeit, um sich zu regenerieren. Ihre Gestalten zitterten noch an den Umrissen. Auf mich wirkten sie wie gemalt, und nur allmählich füllten sie sich auf.

Gerade rechtzeitig genug, um Roya erkennen zu lassen, in welch einer Lage sie sich befand.

Sie drehte sich halb nach rechts.

Genau dort stand die Schöne aus dem Totenreich und schaute sie aus ihren dunklen Augen an. Kara sagte nichts, aber auch Roya hatte ihren Schock rasch überwunden. »Grüß dich, Schwester«, flüsterte sie.

Kara schüttelte den Kopf. »Du weißt genau, daß ich nicht deine Schwester bin.«

»Man hat uns dafür gehalten.«

»Das ist vorbei. Es gibt unser Land nicht mehr. Es ist untergegangen, im Meer versunken. Aber es gibt und gab andere, die überlebt haben, und nicht alle sind gut, du Mörderin.«

Roya lachte sie aus. Sie nahm von Myxin und dem Eisernen Engel keine Notiz, für sie gab es einzig und allein nur die angebliche Schwester. »Immer noch so moralisch? Immer noch die Gute?«

»Und die werde ich auch bleiben.«

»Nein, das wirst du nicht, denn diese Begegnung hier wirst du nicht überleben.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Ja, auch wenn du dir Helfer mitgebracht hast, ich bin trotzdem stärker, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wir sollten es darauf ankommen lassen.«

»Das werden wir auch.«

Kara nickte. »Sehr richtig, nur wir beide, Roya, nur wir beide. Wie schon einmal.« Kara schüttelte ihr Haar zurück. »Du hast mir etwas genommen, was ich von meinem Vater als Erbe bekam. Es ist das Schwert mit der goldenen Klinge, das sich nur in meiner Hand befinden darf. Auch wenn du damit umgehen kannst, ich werde es wieder an mich nehmen und dich endgültig ins Reich der Toten schicken.«

»Versuche es.«

»Sicher!«

Kara bewegte sich einen Schritt nach hinten. Sie schlug einen Bogen, als sie ging, und ich wußte auch, wen sie sich als Ziel ausgesucht hatte, nämlich mich.

Ich hatte mich innerlich schon auf einen Kampf gegen Roya vorbereitet.

Dazu würde es wohl nicht mehr kommen, denn Kara, das gab ich ehrlich zu, besaß die älteren Rechte, und ich würde ihr die Herausgabe des Schwertes nicht verweigern, wenn sie es wollte.

Alle anderen schauten zu, als sie vor mir stehenblieb, dabei lächelte und sagte: »Ich danke dir schon jetzt, John.«

»Wofür?«

»Daß du es geholt hast.«

»Zufall, Kara, reiner Zufall.«
»Gibt es den bei dir?«
Ich hob die Schultern und reichte ihr das Schwert, nachdem sie bereits die rechte Hand ausgestreckt hatte. Als sie mit ihren Fingern den Griff umschloß, durchlief ein Zucken ihren Körper, und ich hörte ihr leises Aufstöhnen.
»Es tut gut, nicht wahr?«
»Ja, ich kann es dir kaum beschreiben.«
Ich trat zurück. Kara schaute die Klinge an, als wäre sie völlig neu für sie, dann drehte sie sich.
Myxin und der Eiserne Engel waren zurückgetreten. Sie kannten die Regeln, sie würden die beiden Kämpfenden nicht behindern, und Kara nickte ihrer angeblichen Schwester zu. »Ich bin bereit.«
»Ich auch, Schwesterherz!« Mit einer heftigen Bewegung schleuderte Roya ihren Mantel zurück.
Der letzte Kampf der beiden begann!

***

Sie waren vorsichtig. Sie rannten nicht aufeinander zu. Sie taktierten, denn jede wußte genau um die Stärke der anderen. Ein paar Finten schlugen sie schon, doch die Klingen berührten sich nicht einmal, so weit hielten sie die Abstände.
Myxin und der Eiserne hatten die beiden Toten zur Seite geräumt. Sie sollten nicht ins Kampfgetümmel geraten.
Es war Roya, die blitzartig ihre Klinge gegen Kara stemmte und sie beinahe mit einem Stoß überrascht hätte. Doch Kara drehte ab, die Klinge passierte sie, dann schlug sie zu und erwischte die Waffe ihrer Feindin. Das Schwert mit der goldenen Klinge wuchtete die normale Waffe nach unten.
Sie kratzte über den Boden, und plötzlich brach Roya in die Knie, ohne daß ihr etwas passiert wäre.
Sie hatte nur das eigene Schwert verloren, schon beim ersten Zusammenprall, im Prinzip lächerlich, aber nicht, wenn man die Waffe genauer kannte.
Kara war dermaßen überrascht, daß sie zunächst zurücktrat und einfach nichts tat. Sie verfolgte wie wir, wie sich der Mantel über den fast nackten Körper der Frau senkte.
»War das alles?« fragte Myxin.
Kara, abwartend, aber noch immer kampfbereit, hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«
»Es ist dein Schwert, nicht?«
»Kann schon sein.« Sie lächelte.
Wir alle gaben Roya eine gewisse Zeit, um sich zu erholen. Ihre Waffe lag flach auf dem Boden, und sie traf auch keine Anstalten,

nach dem Griff zu greifen.

Sie hockte auf dem Boden wie ein halbrundes, dunkles Bündel. Sie sprach nicht, sie tat nichts, und sie bewegte sich auch nicht, aber sie war trotzdem noch da.

Wir hörten sie.

War diese Person nicht als Sirene von Atlantis bekannt geworden? In diesem Moment zeigte sie uns, wozu sie fähig war. Unter dem dunklen Mantel begann sie mit ihrem Gesang. Es waren Töne, die allen einen Schauer über den Rücken trieben. Dumpf und gleichzeitig schrill, gespickt mit Dissonanzen, als wollten sie damit Glasgefäße zum Zerspringen bringen.

Ein Vergleich schoß mir durch den Kopf. Es war der von einem Hund, der zum Steinerweichen heulte.

Auch in dieser Umgebung befanden sich Steine, aber sie wurden nicht weich, sie strömten nach wie vor die Hitze ab, obgleich sie auch Schatten spendeten.

Die Sirene von Atlantis sang noch immer.

Sie jammerte, schrie, es war ein Weinen, ein verzweifeltes Schluchzen, gemischt mit Lauten, die, wären sie sichtbar, als Sprechblasen vor unseren Augen umhergeweht wären.

Der Körper unter dem Mantel zuckte.

Immer wieder bäumte er sich auf. Manchmal verrutschte der dunkle Mantel, aber er glitt letztendlich wieder an die alte Stelle zurück.

Roya bewegte sich. Wir hörten, wie die Fingernägel über den harten Boden kratzten. Keiner von uns hatte bisher eingegriffen, aber ich war immer mißtrauischer geworden, je länger ich den Tönen lauschte. Meinem Geschmack nach mußte unter dem Mantel etwas passieren, auch der Gesang hatte sich verändert. Er klang nicht mehr so hoch und schrill, sondern dunkel und drohend.

Ein dämonisches Moll wehte durch das Zentrum der Steine.

Kara wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sie schaute Myxin, dann den Eisernen Engel an, aber auch die zeigten sich ziemlich ratlos. Der Mantel mußte einfach hoch.

Ich wollte ihn anheben.

Den ersten Schritt war ich gegangen, dann hörte ich den gellenden und schrillen Schrei, der mich auf der Stelle bannte. Plötzlich flog der Mantel in die Höhe, fast nackt stand die Frau vor uns, denn auch sie war nicht mehr in ihrer hockenden Haltung geblieben.

Aber wer war sie?

War das noch die Sirene von Atlantis?

Nein, sie hatte sich verwandelt und war zu einem fürchterlichen Monstrum geworden, zu einem riesigen grauenhaften Insekt, vor dem selbst Myxin und der Engel zurückzuckten…

***

Mir war es nicht anders ergangen. Auch ich hatte wieder meine alte Stelle erreicht, und plötzlich schritten zwei große Glasflügel hinter ihrem Rücken hoch.

Die menschengroße Mischung aus Fliege und Biene wollte in die Höhe steigen und uns entwischen.

Kara schlug zu.

Das Schwert streifte die Riesenfliege nur. Sie kam hoch, und sie drehte dabei den Kopf.

Das war Royas Gesicht. Ihre Augen, ihre Stirn, auch ihre Nase, aber mit einem weit geöffneten Mund. Kara hatte schon ausgeholt, um das Schwert nach ihr zu werfen, als ein anderer eingriff und ebenfalls in die Höhe stieg.

Es war der Eiserne Engel!

Roya mußte die Gefahr bemerkt haben, denn sie stieg noch schneller in die Höhe, um kurz danach oberhalb der Steine zu schweben, aber der Engel gab nicht auf.

Im Flug zog er mit einer glatten Bewegung sein mächtiges Schwert hervor, und mit zwei schnellen Schlägen seiner Schwingen war er gefährlich nahe an das Rieseninsekt herangekommen.

Suko und ich nahmen es hin. Wir suchten erst gar nicht nach Erklärungen, denn diese Magie trieb an uns vorbei, weil sie vor urlanger Zeit in Atlantis geboren war.

»Ein Dämon!« sagte Kara. »Sie war ein Dämon, ein böses Insekt, und sie hat die menschliche Verkleidung angenommen. Sie muß von den fernen Besuchern zurückgelassen worden sein, und sie hat es so lange verstanden, sich zu verstecken.«

Das war wohl die Erklärung, die mir und Suko auch reichte.

Diese verfluchte Mutation sollte und durfte nicht mehr länger am Leben bleiben.

Und der Eiserne Engel wollte dafür sorgen.

Roya hatte keine Chance. Plötzlich drehte sie sich um, dann stellte sie sich als Insekt auf. Ein schrilles Zirpen oder Schreien traf unsere Ohren.

Der Eiserne hatte sich durch das Geräusch nicht beirren lassen und von oben nach unten zugeschlagen. Ebenfalls mit einem mächtigen Schwert, dessen Klinge doppelt so breit war wie die der goldenen Waffe.

Durch die Wucht des Treffers wurde das Rieseninsekt in exakt zwei Hälften geteilt.

Wir hörten es weder schreien noch rufen, wir hörten überhaupt nichts mehr.

Vor unseren Augen fielen die beiden Reste zu Boden. Zwischen den Steinen waren sie gelandet.

Kara trat darauf.

Es hörte sich an, als wäre ihr Fuß dabei, durch Asche zu streifen. Dann hob sie den Kopf, schaute uns an, und wir sahen auf ihrem Gesicht das glückliche Lächeln.

So schnell würde sie keine Schwester mehr bekommen…

***

Es war das Böse, das schreckliche Böse, das die andere Seite in das Haus meines Vaters hineingebracht hat, um alles auszuspionieren.

So hatte im Prinzip Karas Erklärung gelautet, und so hatten wir sie auch akzeptiert.

Auf der einen Seite berührte es uns sehr, daß Morgan Flint und McNeill ihr Leben verloren hatten, auf der anderen waren wir froh, daß Kara, Myxin und der Eiserne okay waren.

Sie blieben auch nicht länger bei uns, denn sie wollten nicht unbedingt noch von anderen menschlichen Augen gesehen werden. Auch wir verließen mit ziemlich müden Schritten das Zentrum. Es war vorbei, und wieder war ein Stück Atlantis gestorben.

Daß es Roya gewesen war, stimmte uns nicht traurig…

ENDE des Zweiteilers